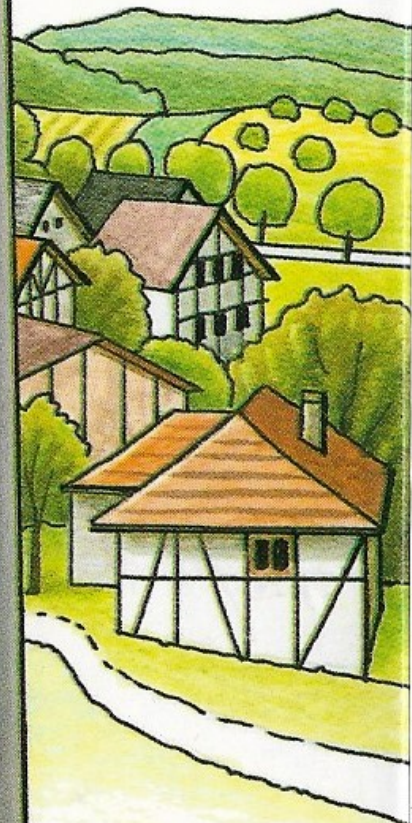
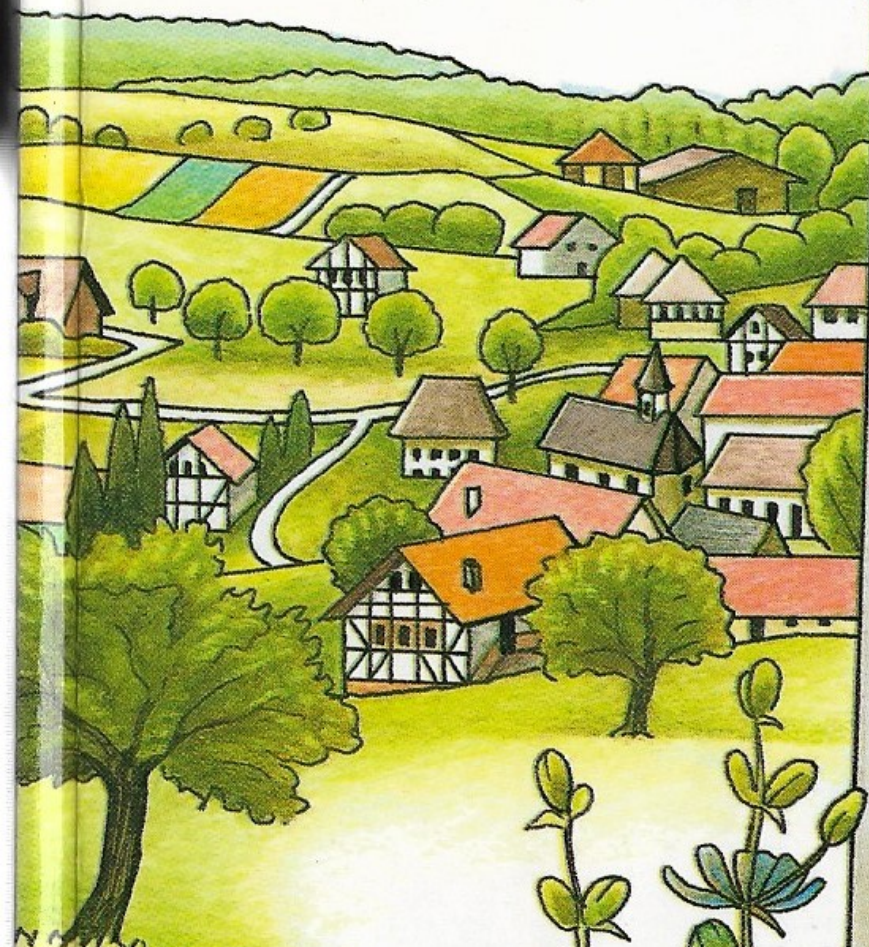


Julia Jakob

Mein kleines Dorf

Erinnerungen
einer

Lehrerin



Ein Leben lang hat die Verfasserin als Lehrerin die Sorgen, Nöte und Freuden einer Dorfgemeinschaft miterlebt. Bereitwillig hat sie die daraus erwachsenden Aufgaben und Verantwortungen auf sich genommen. Das Büchlein berichtet von Verhältnissen und Erlebnissen in früheren Tagen, die von unserer Zeit weit entfernt zu sein scheinen. Die schlicht erzählten Erfahrungen mit Kindern, Eltern und Behörden zeigen, wie sehr sich das menschlich Entscheidende in dem kleinen Bereich der Familie und des Dorfes abspielt.

«Mein kleines Dorf» erschien erstmals 1964
unter dem Pseudonym «Theodora Wehrdi»
im Blaukreuz-Verlag Bern

© by Blaukreuz-Verlag Bern 1983
Umschlaggestaltung: Klaus Oberli
Druck: Graf-Lehmann AG Bern

ISBN 3 85580 164 9

Verpflanzt an die Wasserbäche

Das Züglein dampft und pustet, muß alle paar hundert Meter anhalten, und steht endlich an der Endstation – am Ende der Welt? – nein, aber hinten im Tal.

Mit Violinkasten und Koffer wage ich den Sprung auf die Erde. Bahnsteig kennt man hier noch nicht. «Nirgendsweniger!» Wo liegt nun wohl mein Dörflein? Darnach gefragt, erhalte ich nicht gar heißungsvollen Bescheid: «Der nächste Weg führt dort bei der Kirche vorbei, ist jetzt aber unmöglich, zu naß, Sie würden versinken!» Dafür wandere ich nun durch herbstlichen Laubwald einem breiten Bach entlang, gespannt, was meiner wartet. Der kürzeste Weg sumpfig – und das Dorf?

Meine Gedanken wandern zurück zum warmen, sonnigen «Nest», das ich verlassen, das liebe Heim, dem ich eben Abschied gegeben. Von dort gestärkt, begleitet, getragen darf ich hinaus – muß ich ans Werk. Mein Ziel ist mir gesteckt. Nicht umsonst hat uns der Gärtner so sorgfältig und zielbewußt gepflanzt und gepflegt. Er hatte seinen Gesellen, unsern Vater, aus haltlosem Leben abseits in die Stille gerufen, ihm die zehn Pflanzen anvertraut, seine Weisungen erteilt und ihn seiner Hilfe versichert. Nicht Überfluß, nicht Verzärtelung, aber alles Nötige schenkte uns der Gärtner, damit wir für ihn brauchbare Pflanzen würden. Sturm und Wetter durfte uns nicht schaden, sondern uns nur stählen für den Dienst.

Und jetzt? – Kann ich fragen: «Wo möchte ich hin? Wo habe ich's am besten, am schönsten?» Nein, jetzt heißt es nur: «Wo braucht man mich?» Der so viel

Sorgfalt und Liebe an mich gewandt, er weiß meinen Platz. Das ist genug! – Aus vierzehn Anmeldungen zur Stellvertreterin auserkoren, auf ein halbes Jahr gewählt. Das ist meine Weisung. Kümmert es mich, daß es nur für ein halbes Jahr ist? Ob Mißtrauen eine feste Wahl hinderte, Mißtrauen gegen die Fremde, die Andersgläubige? Man kannte mich ja noch nicht, hatte mich auch nie gesehen. Wir wagen es, die Gemeinde mit mir, ich mit der Gemeinde. Nicht den Menschen muß ich vertrauen, sondern meinem Gärtner. Wie sollte ich nicht freudig antreten, wenn ich doch weiß: Er nimmt mich in Dienst; er sorgt, daß die Wasserbäche nicht vertrocknen, daß Sturm und Wetter nur stählen dürfen!

Mein Dörflein, mein Lobhäusern, mit etwas über 300 Einwohnern, finde ich abseits der Landstraße. Holprig sind die Wege. Nirgends findet sich eine Spur von Straßenbeleuchtung. Die alten Häuser stehen eng beisammen, wohl etwa deren vierzig, einige sind dem Zerfall sehr nahe. Da plätschert ein kleiner Dorfbrunnen. Er muß wohl das Vieh einiger Kleinbauern tränken und den Bewohnern das nötige Naß spenden. Fragend blicke ich mich um. Schüchtern wohl, aber nicht ängstlich, wende ich mich an den ersten Menschen, den ich erblicke.

Wie ungewohnt, neu!

Den Präsidenten der Schulpflege suche ich auf. Man nimmt mich freundlich in die Stube und stellt mir ein Stück Apfelkuchen auf, aber ohne «Werkzeug». Nach echter Bauernart nehme ich das saftige Stück in die Hand, als wäre es Brot, und lasse es mir schmecken. Wenn ich nur nachher die Hände waschen dürfte! Kein Wasserhahn! Ich fühle mich da dem Bettler nahe.

Jetzt folgt die erste Enttäuschung: Meine Klausen ist das Telephonzimmer der Wirtschaft. Heizbar ist es nicht. Die Wände sind weiß getüncht. Der Wand schmuck stammt wohl aus dem vorigen Jahrhundert, für mich ist er geschmacklos. Froh bin ich, in meinem Koffer etwas «Heimatliches» mit zu haben, nicht kostbar, aber vertraut.

Nun soll ich hier das Wirtshausleben persönlich kennen lernen! Ist es nicht genug, daß mein guter Vater so viele Jahre darin gefangen war, so verkettet, daß Frau und Kinder darben, den Vater bitter entbehren, – daß der Gärtner mit kräftigem Griff diesen seinen Gesellen beiseite vor letzte Entscheidung stellen mußte! Er ließ den großen Bauernhof und lebte für seine Pflanzen in großer Armut, bis es aufwärts ging. Wo der Weg eine entschiedene Wendung nimmt, da läßt der Gärtner seinen Gesellen nicht im Stich! Wir, diese Pflanzen, wir haben dem Alkohol und dem Wirtshausleben ewige Feindschaft gelobt. Jetzt soll ich hier einziehen! Im Gastzimmer mich aufhalten, wenn mein Zimmer kalt ist!

Noch geht's ins Schulhaus: Schmutzig und dunkel sind die Straßen. Kein Wasserhahn im Schulhaus. Das

Dorf hat auch keine Wasserversorgung. Am Dorfbrunnen holt jeder das nötige Naß. Ein Becken im Schulzimmer hilft den Tafelschwamm feucht halten. Und das Schulhaus: Ein Kachelofen gibt dem Zimmer die allernötigste Wärme. Seine Risse lassen ahnen, daß er für den großen Raum zu klein ist und oft tüchtig rauchend seinen Dienst tut. Ein rissiger, spröder Tannenriemenboden beherbergt in seinen staubigen Fugen eine Unmenge springender Punkte. Sitzt man ruhig am Pult, juckt plötzlich solch ein Unding auf offener Hand oder sonstwo. Schon am ersten Abend stellen sie sich vor. Die werden bei den Kindern erst recht Heimstatt haben!

Einen Kasten kennt das Schulzimmer nicht. Alles muß am Staub zu aller Besichtigung liegen. Pult und Harmonium sind gut, auch der Tisch ist zu brauchen. Die Zweierbänke sind noch nicht so alt, also gut. Der Platz ist sehr knapp, weil die Bänke für die Arbeitsschule auch im gleichen Raum stehen. Das Zimmer wirkt immerhin freundlich, von drei Seiten erhellt. Aber das Treppenhaus, und erst die sanitären Anlagen! Diese letzteren werden eines Tages einstürzen! Kalt, der Wind bläst überall durch. Da ist es wohl besser, keine Wasserzuleitung zu haben. Das Wasser würde ja gefrieren!

Ich schüttle ein wenig den Kopf. Nun! Es wird schon gehen. Die Schulpflege erklärt mir, daß bald eine Renovation vorgenommen werden müsse, da längst ein Archiv eingebaut sein sollte.

Die Bevölkerung ist katholisch, – ungewohnt, fremd! Wie wird da Zusammengehörigkeit, Gemeinschaft erwachsen? Frisch gewagt, ist halb gewonnen!

Meine Aufgabe

Gespannt sind die Schüler, wer da wohl auftauchen werde. Viele finden sich am Abend auf dem Dorfplatz vor der Wirtschaft ein und suchen wenigstens einen Zipfel des Kleides zu erspähen. Nicht weniger gespannt erwarte ich den Morgen, der mir doch meine Aufgabe zeigen wird.

Etwa dreißig Kinder in vier Klassen sind bereit, muntere, zutrauliche Landkinder, wie man sie gern haben muß, eine frohe Schar. Was wird alles zwischen den Blättern dieses Bilderbuches zu entdecken sein!

Als erste begrüßt mich eine Tochter mit ihrem jüngsten Schwesterlein, das sie mir vorstellen und anbehehlen möchte, ein «Mongoloidli», wie es gar nicht in die Volksschule gehört. Es ist aufgenommen worden, eingetragen, ein Kind, von dem der Arzt erklärt: Anstaltsversorgung zwecklos! Ich soll es in der vierklassigen Abteilung vorwärts bringen.

Neben ihm in der gleichen Klasse ist ein Knabe, der nicht sprechen kann. Außer «Cheib» habe ich kein deutliches Wort von ihm vernommen. Er spricht überhaupt nicht.

In der zweiten Klasse kann ein Schüler weder lesen noch schreiben, auch im Rechnen hapert es. In der vierten Klasse unterscheiden drei Schüler m und n noch nicht. Warum hat man planlos aufgenommen und promoviert? Geschah es, damit kein Wässerlein getrübt wurde? Man darf sich doch nicht unwert machen bei den Leuten! Die junge Lehrerin soll sehen, wie sie durchkommt!

Für mich stellt sich die Aufgabe klar auf Biegen oder Brechen: Klare Linie einhalten, auch im Promovieren.

Da gilt nicht Wertsein, sondern Pflicht. Ob man das verstehen wird und gar annehmen, bejahen?

Nicht das Dorf hat mich angestellt. Da ist man ja noch im Zweifel, ob man es wagen darf. Aber: gepflanzt an den Wasserbächen! Der Gärtner hat mir die Aufgabe gestellt. Da brauche ich die Menschen nicht zu fürchten.

Der erste Tag geht zur Neige. Ich sitze im Gastzimmer der Wirtschaft, denn sonst ist ja kein warmer Winkel für mich. Wohl halte ich mich von den Wänden fern, denn dort krabbeln die braunen Schwabenkäfer herum. Mich schüttelt's beim bloßen Anblick. Da soll ich wohnen! – Bald aber wird mein Blick abgelenkt. Ein Mann bringt ein besonderes Anliegen: Der Gesangsverein, der seit einem Jahr besteht, hat keine Leitung. Sein Harmonium ist es, das in meinem Schulzimmer auch mir zur Verfügung steht. Einen Chor leiten, unmöglich! Ich: unmusikalisch, gesellschaftlich unbeholfen, als überzeugte Abstinentin alledem nicht hold, was vom Heim weg ins Wirtshaus zieht! Ich suche auszuweichen, muß aber in den sauren Apfel beißen. Gehört das auch zum Aufgabenkreis eines Lehrers auf dem Lande? Was wird wohl noch alles einbezogen?

Zusammenarbeit

Schon am ersten Abend steht die Kollegin für Handarbeit vor mir, aber unser Gespräch ist nicht sehr erwärmend. Sie steht neben ihrem Manne auch noch im Erwerb, da sie kinderlos ist. Jetzt muß sich halt die

Schule nach ihr richten. Ich darf also schon in der Fünftagewoche arbeiten, damit ihrem Anspruch auf Stundenplan und Schulzimmer für den ganzen Samstag entsprochen werden kann. So kann sie ihre Schülerinnen ohne Aufsicht über Mittag weiterarbeiten lassen. Ob die Luft gut, die Ordnung richtig, lassen wir dahingestellt. Ob die junge Lehrerin mit ihren vier Klassen ohne freien Nachmittag durchkommt, den Weg findet, darum kümmert sich niemand. Wie wohl täte es ihr; mitten in der Woche ein wenig aufatmen an einem freien Nachmittag, die Arbeit überblicken, neu vorbereiten und korrigieren, statt alles an den Abenden erhasen! Aber: man ist jung und hat sich zu fügen, und – ist glücklich dabei!

Auch der Kollege meldet sich. Mit großem Vollbart, alles Grau der Haare übertüncht, mächtig an Leib und mächtig an Stimme, so steht er zu freundlichem Empfang vor mir. Manche Jahre hatte er außer dem Beruf gearbeitet. Nun die finanziellen Verhältnisse besser geworden sind, kann er auch als Lehrer seine große Familie durchbringen. Es fehlt ihm jetzt aber die Erfahrung. Die Kinder spüren es. Sie sind brutal und nützen jede Schwäche aus. Sie tun ihm viel zuleide. Ein solcher Lehrer ist arm dran. Die Schüler wollen nicht lernen. Es gibt Ärger hin und her.

Ein ganz schönes Erleben fällt in diese ersten Tage. Der greise Pfarrer tritt in meine Schule zu freundlichem Willkomm und übergibt mir, der Fremden, Andersgläubigen, mit einfachen Worten des Vertrauens, den biblischen Unterricht für die ausschließlich katholischen Kinder. Mit solch großem Geschenk ist der Grund gelegt zum frohen, schönen Zusammenwirken. Der gute alte Herr hat die Brücke geschlagen,

bevor er mich kennt. Nichts habe ich daran verdient, nichts erworben oder erarbeitet. Reines Geschenk ist es, wie ich es schöner nicht hätte wünschen können. Ihm und dem mich empfehlenden katholischen Dekan werde ich stets dankbar sein für den Grund, den sie zu gegenseitigem Vertrauen gelegt. Da lernt ein junger Mensch am besten Ökumene, wo so viel Wille zur Gemeinschaft gelebt wird. Das Erleben wird noch vertieft am Kostort, im Hause, das mir zur zweiten Heimat werden soll.

Meine Wohnung

Im kleinen Dörflein Wohnung suchen ist nicht leicht. Meine Vorgängerin fühlte sich im Wirtshaus daheim, sie half gar beim Servieren, wenn es nötig war. Ich aber möchte hier nicht bleiben. Das Zimmer ist kalt und unfreundlich. Gibt es Spätbetrieb, so habe ich keine Ruhe. Will jemand telefonieren, so muß ich ja nachts noch ausziehen. Das ist unhaltbar. So gehe ich vom ersten Tag an auf die Suche. Die guten, heizbaren, freien Zimmer sind sehr rar. Der Wille, mich aufzunehmen, ist da.

Ein Familienvater will mir helfen durch Erstellen eines Anbaues an sein Haus, hinten gegen allen Gerümpel hin. Das wäre aber für mich eine Verpflichtung, in seinem Hause zu bleiben. Nein! Ich lenke meine Schritte zu einem sauberen Haus. Die Frau führt mich eine Treppe hinauf, und schon steht ihr Ältester vor ihr mit seinem Veto: «Nein, Mutter, diese Stube brauche ich

zum Arbeiten!» Also schwenkt man in die kalte Nebenkammer ein, wo die Tochter sich eingekuschelt hat. «Hier könnten Sie gut mit unserer Tochter zusammen wohnen, zwei Betten hätten gut Platz, arbeiten könnten Sie dann in der Stube unten.» – Gute Nacht! Nun habe ich für heute genug gesehen! Ich gehe zum Nachhause. Kaum ist dieses beendet, wünscht mich ein junger Mann zu sprechen. Jetzt geht die rechte Tür auf: «Mein Vater bittet mich, unser leeres Zimmer zu möblieren, da unsere Lehrerin nicht bleibt, wenn sie im Wirtshaus wohnen muß.» So erklärt mir der freundliche Mann und verspricht, das Zimmer soll bis in zehn Tagen bereit sein. Wohlige lege ich mich an diesem Abend nieder. Zehn Tage sind ja bald vorbei. Dann geht es in ein freundliches Privathaus. Das Zimmer ist primitiv, verspricht aber besser zu werden. Die Möbel sind dann neu. Durch's Fenster schweift der Blick über den Garten weg ins Grüne. Die Morgensonne wird mich wachrufen, wenn ich mich einmal verschlafen sollte. Wie dankbar bin ich für diese offene Tür im kleinen Dorf!

Tastend ans Werk

Frisch aus der Pflanzschule! Eingepflanzt im fremden Boden treffen mich doch gleich am Anfang freundliche Sonnenstrahlen, die mir erleichtern, den Weg zu suchen. Hatte ich auch vieles ganz anders erwartet, so hilft das Vertrauen und Entgegenkommen der Menschen über manche Schwierigkeit hinweg. Die Arbeit

drängt von allen Seiten. Sind es schon vier Klassen, so bedeuten die Kinder, bei denen es einfach nicht gehen will, eine starke Belastung. Glücklicherweise stehen nicht Menschen um mich, die nur das Versagen sehen, sondern solche, die dankbar sind, wenn man sein Möglichstes tut, sich Mühe gibt.

Eine Mutter läßt mich sogar bitten, ihren Buben zu strafen, weil er daheim nicht gehorcht habe. Gerne verzichte ich auf dies Amt, aber ich darf doch wissen, daß man die Kinder auch derb anfassen darf, wenn es einmal nötig wird.

Bald meldet sich ein Vater und bittet, ich möchte doch ja seinen jüngeren Buben fest in die Finger nehmen, das Kerlchen wolle nicht mit Mühe und Sorgfalt ans Werk, es sei ihnen sehr daran gelegen, daß der Kleine lerne. Der Mann schreitet mit hohlem Kreuz durch's Dorf, ist sicher einer, der was gilt! Oder hat er am Ende etwas zu verdecken? Die junge, unerfahrene Lehrerin gehorcht und nimmt den Knirps tüchtig her. Wir wurden ja gelehrt, mit den Eltern Kontakt zu nehmen.

Auch der Gesangverein soll zu seinem Recht kommen. «Ich will einen Abend mit euch singen, dann merkt ihr, daß ich einfach nicht zur Leitung taugte.» So hoffe ich auszukneifen. Zum klaren Nein bin ich zu schüchtern. So wagen wir es. Wir singen, wir sprechen uns aus, und ich lasse mich doch als Dirigentin wählen. Zum Abschluß des Abends gehen wir zum gemütlichen Hock in die Wirtschaft. Ich würde mich am liebsten verkriechen. Alles geht gut, und rechtzeitig ziehe ich mich zurück. Erst in der nächsten Probe erzählt man mir, daß ein Sänger im Wirtshaus hängen geblieben, ein Familienvater, den man anderntags auf seinen ab-

gelegenen Hof heimbringen mußte. Es bedrückt mich sehr, daß ich Hand bieten, mithelfen soll, Väter von ihren Familien weg zu Trunk und Spiel zu führen.

So bleibt Tag um Tag etwas haften, das nach stillem Verwerken verlangt. Da freue ich mich doppelt, mein freundliches Zimmer im Privathaus zu beziehen. Hier wird mir nicht bloß die Haustüre geöffnet. Das ganze Haus, samt Keller und Küchenkasten, steht weit offen und wird mir zum zweiten Heim. Gerne verlasse ich das Wirtshaus, wo ich immerhin gut und freundlich aufgehoben, nur eben meinem Wesen nach fremd war. Nun freue ich mich auch, daß es gegen Weihnachten geht. Dann darf ich zurück ins traute Heim zu neuem Wärmen, Erfrischen, Durchleuchten. Fein, wenn der junge Mensch solche Möglichkeit hat, im frohen Geschwisterkreis, bei treuen Eltern sich wieder zu finden und zu «baden» nach all dem Erleben der Fremde, wo so vieles anhaften will! Das stärkt für den Arbeitsplatz.

Mutig vorwärts!

Freudig kehre ich nach Neujahr an meine Arbeit zurück. Klarer sehe ich meinen Weg und meine Aufgabe. Ich bin zum Dienst bereit auch jetzt. An meiner inneren Überzeugung gibt es nichts zu rütteln. In Zukunft wird der Chor ohne Dirigent seine «Unterhaltungen» durchführen, wenn sie bloß dazu bestimmt sind, Menschen aus der Familie weg ins Wirtshaus zu locken. Wie wird das werden?

In der Schule erwartet mich allerhand: Ins Schulzimmer tretend, finde ich den Kachelofen niedergerissen. Erst der Fuß mit dem untersten Kranz von Kacheln steht. Warum hat man mich nicht benachrichtigt? Ganz einfach: einem Mann fiel es ein, hier müsse geflickt sein, und er befahl das Niederreißen. Nun ich wieder da bin, merkt man, daß ich ja ein warmes Zimmer brauche für meine Kinderschar. Was tun? Einer schimpft über den andern, bis wiederum das Wirtshaus seine Türe zu öffnen bereit ist. An jenen Tischen sitzen nun meine Knaben und Mädchen und lernen mit Fleiß.

Zuerst aber müssen sie ihrer Lehrerin noch den nötigen Schmuck verleihen! Das geht doch nicht an, daß sie so gewöhnlich auftritt! – oder eben ungewöhnlich? Darum schenken mir die Buben und Mädchen für's erste einen Fingerring. Golden glänzt er, geziert mit rotem «Edelstein». Er wird als Andenken gut aufbewahrt! Bald ist auch der Ofen fertig, und wir können zu normaler Arbeit ins Schulhaus ziehen.

Schon naht die erste schriftliche Prüfung. Fast hätte mir mein Kollege die Angst in die Glieder gejagt. Ihm ist der Inspektor das reinste Schreckgespenst, vor dem er schwitzend zittert: «Jetzt chunnt er!» Der arme Mann steht durch seine mangelnde Erfahrung eigentlich in Hilflosigkeit und fortwährender Angst vor Inspektor und Gemeinde. Das steigert sich so weit, daß er sich eines Tages hinreißen läßt, die schriftlichen Prüfungsarbeiten der Schüler nachmittags unter Anleitung neu ausführen zu lassen, damit der Befund über die Schule besser ausfalle. So aber schwindet auch jede Freude an der Arbeit. Der Lehrer ist dankbar für jede ausfallende Stunde. Ein Schüler sagt am

Examen in der Menschenkunde: «Wenn das Temperament über 37 Grad steigt, so sagt man Fieber.» Ja, in solchem Fieber steht der geplagte Mann gar oft. Gut, daß ich immun bin gegen diese Krankheit!

Rund um das Schulhaus

Eines Morgens auf dem kurzen Gang zur Schule sehe ich vom Dorf her den Pfarrherrn im Meßgewand, begleitet vom Sigristen, mir entgegenkommen. Sie wollen die alte Frau im Nachbarhaus besuchen. Da müssen ja alle ihre Knie beugen, die ganze versammelte Schülerschar – und die Lehrerin –? Das kann ich nicht. In meiner Unbeholfenheit und Verlegenheit besinne ich mich: «Soll ich zurück, oder hinter das Haus, oder...?» Plötzlich ausbesonnen, gehe ich im Schnellschritt die Treppe hinauf ins Schulhaus. «Jetzt haut sie's!» höre ich die Kinder flüstern. Kaum geborgen hinter der Türe, läutet das Glöcklein, und die Kinder beugen sich, den Herrn Christus in der Hostie zu grüßen. Ich selber komme gut weg im Urteil der Leute. Die Abwärtsfrau erklärt: «Die Lehrerin kann nichts dafür, daß sie reformiert ist, sie ist halt so geboren!»

Ja, in der nächsten Umgebung des Schulhauses wäre viel Arbeit für einen Seelsorger. Wer nimmt sich dieser Aufgabe an? Wir wollen uns umsehen: In der Pause kommt die ganze Schar gelaufen und klagt: «Er hat uns mit der Peitsche vom Turnplatz gejagt, weil seine Hühner im Gras weiden müssen.» Wer ist denn

dieser «Er»? Nun eben der nächste Anstößer, der alte Maurer, der wohl vormittags solches zu leisten vermag. Bis am Nachmittag hat ihn der Schnaps so weit entkräftet, daß er nur seine Frau schicken kann, den Hühnern Recht zu verschaffen. Er selber geht noch den Wänden nach und hält es mit jenen Worten und Sprüchen, die nicht für die Kinderohren bestimmt sind. Auf unserem Turnplatz von acht mal acht Metern Größe stehen ein Stembalken, ein Reck, und in der Mitte ein Apfelbaum, dessen Früchte der alte Mann holt. Im übrigen ist er mit Gras bewachsen. Jetzt soll dieser Tummelplatz unserer Kinder auf null reduziert werden! Schlimmer als das ist die innere Verfassung dieses Menschen.

Etwas weiter unten sitzt sehr oft eine alte Frau vor dem Hause, ein klares Bild eines vom Alkohol ruinierten Menschen wie der alte Maurer beim Turnplatz, ein elendes Menschenhäuflein.

Gleich daneben, dicht beim Schulhaus, wohnt ein tüchtiger Arbeiter; er ist aber dem Alkohol nicht zu trotzen imstande. Glücklicherweise ist er tagsüber auf der Arbeit, so daß die Kinder da wenig zu sehen bekommen. Taumelt er einmal nachts heim, so kann's wohl aus einem Fenster tönen: «Werft ihn nur gleich auf den Mist!»

Im nächsten Haus wohnt ein alter, gutmütiger Mann, der oft tastend herumgeht und lallend mit den Schülern schimpft, die allzu wild um sein Haus jagen. Wie weit Kinder solche Menschen ernst nehmen, ist bekannt.

Wieder ein Haus weiter wohnt ein Familienvater, der oft am Morgen nicht weiß, wo er sein Fahrrad mit der Werkzeugkiste suchen soll, bei welcher Wirtschaft er es stehen ließ. Müßte ich ihm jedesmal am hellen Tag

wiederholen, was er auf der Straße im Dunkeln sagte, er würde erröten.

Sein Nachbar, Vater von fünf Kindern, muß auch oft den Heimweg suchen. Kommt er vor seinen Hausplatz, folgt das erlösende: «Jetzt alls graduus!» Bald erfahre ich, daß dieser Mann im Alkohol zu vergessen sucht, was seine Frau treibt.

So sieht die nächste Umgebung des Schulhauses aus in meiner ersten Wirkungszeit. Nicht daß ich näher zusammengefügt, was im Dorf zerstreut geschieht. Wir könnten die Wanderung fortsetzen, wir fänden noch allerlei. Es ist das tatsächliche Bild, wie es sich mir bietet. Aus den gleichen Häusern wäre noch allerlei zu erzählen. Doch genug! – Mitten drin steht die junge Lehrerin, von der man erwartet, daß sie im Dorfleben mithält, den Chor leitet zu «frohem Wirtshausleben», zu Tanz und Lustbarkeit, sie, die weiß um die Trunkgebundenheit, nur allzu gut weiß um die Not. Da sollte ein verantwortungsbewußter Mensch eintreten, sich voll einsetzen, diesen Gebundenen den Weg in die Freiheit zu zeigen. Wem wäre das mehr zur Aufgabe gesetzt, als eben dieser jungen Lehrerin, die so reiches, schönes Erleben kennt! Aber sie versagt. Das wird zum ersten großen Versagen in dem schönen Arbeitsfeld. Ist es genug, daß sie sich fernhält vom Getriebe, ein «unbescholtenes» Leben führt und die andern sumpfen läßt?

Wohl sehe ich, daß da viel, vielleicht alle Kraft zunächst gebraucht wird, um der Schulaufgabe gerecht zu werden. Ich kenne auch meine außerordentliche Schüchternheit. Ob das alles so weitergehen darf? Bin ich nur ein großes Wasserschöß am Baum?

Zunächst betrachtet die Bevölkerung meine Zurück-

haltung bei Anlässen als Berufsstolz. «Ich wüßte nicht, mit wem Sie auch tanzen könnten – in Lehrerkreisen steht es wohl anders um die Geselligkeit», so sagt mir eine Bauersfrau offen. Man glaubt meiner Stellungnahme nicht. Sie ist zu fremd in diesem abgelegenen Dörflein. Das Entsagen ist wohl bekannt als Askese des Glaubens, als Bußübung und Verdienen der Seligkeit, und das kommt ja bei der Evangelisch-Reformierten nicht in Frage. Also bleibt nur noch der Stolz als Grund solchen Entsagens. Schön ist aber, daß man trotz allem meine Stellungnahme billigt und hin- nimmt. Man ficht mich nicht an, sondern läßt mich immer meinen Weg gehen. Von Kampf ist keine Rede. Auch im Chor singen wir weiterhin friedlich zusammen, bis mir einmal ein Kollege diese Aufgabe ab- nimmt. Wo die Menschen uns so in unserer Art gelten lassen, die Meinung des andern achten, da ist ein schönes Arbeiten möglich. Ich freue mich täglich dar- an.

Fastenzeit

Da ist wieder so ein Fremdkörper in meinem Leben! Man sieht sich oft in die Zeit eines Jeremias Gotthelf versetzt, muß sich aber stets neu sagen: «Es geschieht im zwanzigsten Jahrhundert!» Ich weiß nicht recht, wo es fehlt. Die Kinder sind kaum mehr zum Lernen zu bringen. Endlich zieht mir jemand den Schleier weg: «Wissen Sie, Fastnacht war halt schön beim alten Lehrer Brau-

müller. Der wußte den Kindern Freude zu bereiten und nahm sich Zeit für sie. Am Fastnachtstag nahm er seine Schüler aller acht Klassen zusammen. Auf einem Leiterwägelchen ließ er von der maskierten Schar ein Faß durch das Dorf führen und an alle Türen klopfen. Willig schütteten die Leute in das Faß, was sie selber übrig hatten an saurem Most. Süßmost kannte man noch nicht. War die Runde zu Ende, ging's unter Jauchzen und Johlen zum Schulhaus, wo die Schar tanzte, sich belustigte, und den Inhalt des Fasses trank. Das war so schön!»

So begeistert erzählt der Mann! Ich komme kaum nach mit hören, weil mir der Atem fast stockt! – Erzieher! – Wenn da ein Getränk zusammengeschüttet wurde, indem alle Haushaltungen beifügten, was sie selber nicht mehr zu trinken begehrten, so war das gerade gut genug für die Kinder, für die Schule! Der Lehrer selbst, ein Kenner der Getränke, führte in einer benachbarten Gemeinde eine Wirtschaft, er freute sich daran! Hatte der nichts Besseres zu bieten? Und noch erzählen da die Menschen voll Freude von solchem Treiben. Das raubt mir im Augenblick die Sprache. Der mir das erzählt, ist ein Alkoholiker mit wässerigen Augen und zittrigen Händen. Er fügt noch bei: «Ja, ja, Lehrer Braumüller hatte die bessere Schule als Ihr' wenn er schon alle acht Klassen miteinander hatte.» Ein schönes Kompliment! – Das Ergebnis dieser bes- seren Schule steht schließlich in diesem Familienvater vor mir, wenn auch nicht leuchtend! Hat er da gelernt, seinen Kindern zum Frühstück Most zu geben, damit er die Milch verkaufen kann! Guter Rechner! – Nun stehen sie kraftlos da. Aber jener Lehrer war kein Fremdkörper wie ich, er war einer der Ihren, ein Bür-

ger. Er kannte die Kinder und ihre Eltern und lebte mit ihnen.

Ich bin noch nicht einmal fest angestellt. Trotzdem! Ich wage es freudig, das Fastnachtstreiben in jeder Form zu bekämpfen. Wie soll ich es nur anpacken, daß ich Gehör finde? Wo die Eltern noch so freudig hinter dem Unfug stehen, ist es schwer, ein Neues zu pflügen. Ersatz suchen, das ist wohl das einzige. Frischauf! Beim Kollegen finde ich keine Hilfe. Er ist schon froh, wenn ihm niemand etwas in den Weg legt. Wir haben frei über diese Tage. Ich verschwinde aus dem Dorf in die Stille. Die Oberschule muß aber zum Turnen antreten, weil ja bald das Turnexamen stattfindet. Der Lehrer hat nichts dagegen, daß sich Kinder maskiert einreihen, wenn sie nur kommen! Ob es etwas nützt, solches Turnen, wo jedes Kind nach Möglichkeit seine Fastnachtsflausen zur Geltung bringt? Aber eben, Angst auch vor dem Turnexperten!

Rundgang durchs Dorf

Allmählich erweitert sich mein «Horizont». Ich freue mich an jenen kleinen Buben, die oft vormittags durch die Gassen schlendern und beobachten, wo dem Kamin Rauch entweicht. Dort finden sie dann die Bäuerin am Backen und erbetteln sich ein Stück Kuchen, die kleinen Schlaumeier!

Ähnlich streife auch ich nun durch das Dorf. Der Frühling naht, und damit auch meine entscheidende Wahl. Da benützt man die Gelegenheit der fälligen Samm-

lung «Für das Alter», um die Lehrerin dem ganzen Dorf vorzustellen. Sie soll sich allen Leuten zeigen und darf selber in alle Häuser gucken! Ich nehme den Auftrag an und mache mich auf den Weg. Viele Einwohner kennen mich noch gar nicht. Ihnen stelle ich mich nicht vor; es ist interessanter, die Menschen unerkannt zu beobachten.

So klopfe ich an ein ärmliches Haus. Eine Frau mit einem zweijährigen Kinde auf dem Arm öffnet und fragt nach meinem Begehr. Das Kleine hat wohl eben den Mittagsschlaf beendet und zeigt sich im bloßen Hemdlein, dessen Farbe nicht zu erkennen ist. Ob es gar weiß sein sollte? Gesichtlein und Ärmchen, das ganze Persönchen ist sehr schmutzig, die Frau nicht weniger. Jetzt bricht eine Flut von Entschuldigungen los: «Mein Mann ist schon lange arbeitslos. Ich kann nicht einmal Holz kaufen, darum auch nicht waschen. Es ist ein Elend. Ich kann Ihnen unmöglich etwas geben.» Erkundigungen bestätigen die Vermutung. Holz wäre im nahen Walde leicht erhältlich. Zudem hat die Frau Anrecht auf Bürgerholz. Die liebste Beschäftigung aber ist hier das Mostholen im Keller.

Ein Elternpaar, der Mann mit wässrigen Augen, entschuldigt sich: «Der Älteste hat das Portemonnaie, er ist in der Fortbildungsschule. Wir können wirklich nichts geben.» Ob das stimmt oder nicht, darnach frage ich nicht. Das Seltsame habe ich hier schon da und dort erlebt, daß Eltern sich von Unmündigen und gar von Schulkindern in alles hineinreden lassen. Diese tragen nicht bloß den Geldbeutel, sondern auch den Befehlstab mit!

Nun gerate ich wohl gar ans Hexenhaus? Hänsel und Gretel sind noch nicht da, werden aber noch kommen!

Eine Haustüre öffnet sich. Im Hintergrund steht im Dunkel einer rauchgeschwärzten Küche eine lange, hagere Gestalt mit großer, spitzer Nase und geröteten Augen. Fast möchte ich ängstlich fliehen. Doch freundlich lautet der Bescheid: «Ich muß eben einen Hundeschinken kochen. Essen würde ich ja niemals davon, nein, aber mein Mann verlangt, daß ich's ihm koche. Er ißt alles, was nicht gerade von Maden wimmelt.» – So, so, hier ist mein kleiner Bünzli daheim, der so arm gekleidet ist! Glücklicherweise sind die Kleider gefüttert; auf diesem Grund können die Fasern der Manchesterjacke noch mit groben Stichen festgehalten werden, daß nicht alles auseinanderfällt, wie die Haushaltung selber!

Eines Tages meldet mir der Junge: Mein Bruder hat im Gesangverein seinen Hut liegen gelassen, könnte ich ihn haben? Freilich finden wir ihn. Wer aber könnte der Bruder sein? Das ist ein Rätsel, das nach Lösung ruft. Ja, wer? – Am liebsten würde ich die Brüder Bünzli zusammen photographieren. Welcher müßte sich schämen, der zerlumpte Schüler oder der herausgeputzte Sänger, der für den Kleinen nichts übrig hat? Mit dem Einblick in alle Häuser und Haushaltungen wird mir allerlei klar, was ich bisher nur staunend feststellen konnte. Ja, man ist versucht, als große Armut der Dorfbewohner zu buchen, was schließlich bei näherem Zusehen nur Gleichgültigkeit, Trägheit oder sonst irgendwie Versagen ist. Armut sieht anders aus. Diese Feststellung hilft mir, den Weg zur Ordnung in der Schule zielbewußt suchen und nach und nach besser finden.

Ja, Ordnung!

Um acht Uhr sollte jeweils die Schule beginnen. Seit Monaten trachte ich darnach, dies pünktlich innezuhalten. Erst war nicht die Hälfte der Schüler da, wenn der Unterricht anfangen sollte. Noch immer sind große Lücken. Nicht daß so viele Kinder den Frühgottesdienst in der Pfarrkirche besuchen und deshalb ein wenig zu spät kommen. Das wird ohne weiteres entschuldigt. Das sind ja Frühaufsteher. Was ist denn nur schuld an diesem Gelotter? Die weitaus meisten Entschuldigungen lauten: «Es war noch nicht gekocht, wir konnten noch nicht essen.» Doch beherbergt fast jedes Haus einen Fabrikarbeiter. Ob diese denn auch nüchtern oder verspätet antreten? Oder ist es so, daß die Mutter zuerst alle Tiere versorgt, bevor sie die Kinder für die Schule rüstet? Auf jeden Fall habe ich mich entschlossen, mit aller Strenge vorzugehen. Wirklich, es sieht bald anders aus. Ob's aber in Ordnung ist? Das erfahre ich klar nach den Ferien: Wir halten Rückblick auf die einzig schöne Ferienzeit, auf die Freiheit der Ferientage. Ich möchte wissen, was den Kindern am meisten Freude bereitete. – Ich durfte ausschlafen. – Wir konnten immer genug essen! – Ich durfte zur «Gotte» gehen. – Das genug Essen wiederholt sich und wird von der Menge bestätigt. Da muß der Vorhang gelüftet werden, ich muß dahinter schauen: Wir konnten warten, bis die Mutter gekocht hatte und dann doch genug essen, weil wir nicht zur Schule rennen mußten! Ja, in der Schule ist es nun in Ordnung mit dem Schulbeginn, aber auf Kosten der Kinder. Diese tun mir leid. Und doch – ändern können es nur die Mütter. Da sollte ein Elternabend mit Aus-

sprache helfen. Dazu bin ich aber zu schüchtern. Das läßt noch lange auf sich warten. Inzwischen bleiben die Kinder die Geplagten. Wieder ist es mein Versagen! Da und dort sieht eine Mutter ein, daß sie dem Kinde helfen muß. Auch in diesem Dorf gibt es Eltern, die ihre Bequemlichkeit um der Kinder willen hintansetzen. Es sind jene Eltern, die uns in der Schule eine Hilfe sind. So gibt es nach und nach geregelten Schulbeginn.

Aber die Lehrerin läßt sich anderswo Unordnung zuschulden kommen. In der Pause kommt der Kollege zu ihr ins Schulzimmer. Es gibt ein Gespräch, das immer lebhafter wird. Der gute alte Mann ereifert sich und merkt nicht, daß die Zeit ums Doppelte überschritten ist. Winkt man ihm, so heißt es: Nur noch dies! So eilt die Zeit dahin, daß die Schulspanne nachher kürzer ist als die Pause selbst. Ich suche mich auch da zu wehren. Die Kinder haben ein feines Gefühl für Zeit. So versuche ich es über sie und heiße sie einfach hereinkommen, wenn es Zeit ist. Das tun nur die Fleißigen. Strafen kann ich sie nicht. Wieder bin ich die Versagerin, die den Weg nicht findet zur Pünktlichkeit, sondern sich mitreißen läßt und dabei ein Stück von jenem Feingefühl für Zeit einbüßt. Fein ist es halt dort, wo die Pausenglocke schrillt! Wohl halte ich meine vorgeschriebenen Stunden reichlich ein, denn oft geht es eine Stunde und mehr über den Stundenplan hinaus, und wir haben nur *eine* Pause im Halbtage. Aber Ordnung ist es nicht!

Dennoch – wir wagen's!

Meine Lehrstelle ist ausgeschrieben zur Wiederbesetzung. Ich warte einige Tage, und schon erscheint ein Mitglied der Behörde, um mich zur Anmeldung zu bewegen. Er traut der Angelegenheit nicht ganz. Nun ist er erleichtert, weil er spürt und vernimmt, daß ich nichts Gegenteiliges beabsichtige. Immerhin bittet er mich, bei der Anmeldung in Aussicht zu stellen, daß ich mindestens zwei Jahre bleiben werde. Es ist nicht eine große Verpflichtung, und doch ein Beweis, daß man alles Versagen meinerseits in Kauf zu nehmen gewillt ist und auch meine «eigenen Wege» nicht böse aufnimmt. Wieder ist es Freundlichkeit; mir scheint wirklich, hier wird ein schönes Arbeiten möglich sein. Zudem ist mir das Dörflein mit seinen Bewohnern schon recht lieb geworden. Es ist mir darum eine große Freude, daß die Türe offen bleibt, trotz meinen Schwächen. Es wäre mir schmerzlich, jetzt wieder auszuziehen.

Die Wahl fällt denn auch recht befriedigend aus. Das ist mehr als Duldung, das ist Auftrag. Wieder wird mir klar: Nicht der Baum bestimmt den Standort, sondern der Gärtner. Er hat gewählt und eingepflanzt. Nun wird er auch schneiden und düngen. Das Ja ist auf beiden Seiten gefallen. Der Baum hat den Grund erzwurzelt, und die Gemeinde erwartet vom «Sauergraucch» keine «Usteräpfel». Wir wissen beidseitig, was zu erwarten ist. Das Vertrauen ist da, das hat der Gärtner beiden Teilen geschenkt. Meine Aufgabe ist mir gestellt, mein Weg gewiesen. Klar sehe ich, daß ich Pflicht und innere Überzeugung voranstellen darf in meiner Arbeit. Der liebe alte Pfarrer hat es ein-

mal so ausgedrückt: «Sie haben sich nicht zu kümmern darum, ob Sie katholische oder reformierte Schüler haben. Was Sie für christlich und recht halten, das tun Sie ganz frei!» Könnte das Vertrauen größer sein? Ich stehe immer wieder staunend vor so viel Freiheit im Wirken. Und wo der Pfarrherr der Andersgläubigen so edel begegnet, da ist auch die Gemeinde gewonnen und bietet uns Freiheit und stetes Entgegenkommen. Daß ich es doch mit fester, treuer Arbeit ausnützte im Dienst, und nicht immer neu im Versagen stünde! Auch mit dem Kollegen geht es friedlich, wenn ich auch oft den Kopf schütteln muß. Schade, daß er so an die Meinung der Leute gebunden ist! Eine Kleinigkeit treibt ihm den Schweiß aus allen Poren. Ob es mir im Alter auch einmal so gehen wird? Dann möchte ich aber der Schule sogleich den Abschied geben! Ein kleines Beispiel: Konferenz ist angesagt. Der Lehrer will nicht gehen. Ich meine: «Entweder besuchen wir die Konferenz, oder wir halten Schule.» Ich bin bereit, mich nach ihm zu richten. Nun aber kann er sich für beides nicht entschließen, sondern möchte den Tag in Ruhe daheim verbringen. Ich besuche die Konferenz. Abends zeigt sich der Lehrer mit hoch verbundenem Hals im Dorf, als wäre er krank. Am andern Morgen ist er zum gewohnten Gang zur Schule bereit. Bei uns wird kein Wort darüber gewechselt. Es ist nicht verwunderlich, daß ihn die Schüler nicht ernst nehmen.

Hier erwächst eine besondere Aufgabe: Die Schüler nichts spüren lassen vom eigenen Kopfschütteln und sie doch nach Möglichkeit alle in die Finger nehmen. Es fängt dort an, wo ich keinen Oberschüler verklage, wenn etwas geschieht, sondern ihn eben selber zu-

rechtweise und gar strafe. Dabei soll der Kollege spüren, daß ich ihm nicht dreinfunken will, sondern daß ich gemeinsam die Arbeit an der ganzen Schuljugend im Auge habe. Ob dies immer gelingt?

So treiben wir allerlei Arbeit. Im Sommer ziehen wir gemeinsam mit den Schülern in die großen umliegenden Wälder. Wir erfreuen uns nicht bloß am würzigen Harzduft der riesigen Tannen und an der herrlichen, frischen Luft. Uns lockt der Beerenreichtum. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Kein Wunder, daß Kinder und Erwachsene sich tüchtig einsetzen, die vielen Heidelbeeren zu sammeln, sei es für den Hausgebrauch oder zum Verkaufen. Freilich, die Pflanzen sind sehr niedrig und tragen die Beeren auf der Unterseite ihrer Zweiglein. Bücke dich!

Im nächsten Jahr möchten wir eine Schulreise machen. Da gilt es zuerst, das Geld zu sammeln. An einem schönen Tag ziehen wir früh aus, die ganze Schule, mit Krättlein und großen Körben hinaus in den Wald. Manch guter Bissen wandert mit, denn im Wald draußen wird das Mittagmahl gehalten. Es schmeckt dort besser als daheim am Tisch. Nach tüchtigem Marsch kann das Sammeln beginnen. Eifrig stäubt die Schar auseinander. Ob wir am Abend wieder alle finden? Der Wald ist immens. Wir merken nichts von den Schulen der Nachbargemeinden. Bald erlahmt der Eifer bei vielen. Doch der Lehrer hat daheim schon an die Tragen gedacht. Darum ist die Schnellwaage mitgewandert. Kein Schüler darf sich drücken. Alle Beeren wandern über die Waage in den Sammelkorb. Sie werden den jungen Sammlern gutgeschrieben. Viele bringen erstaunliche Mengen. Wer nicht arbeitet, muß die Reise bezahlen!

So sind auch wir am Werk und zeigen unsere blaunassen Hände. Am Abend tragen die Knaben fünf große Holzkörbe voll Beeren heim. In Dorf und Stadt verkauft, bringen sie uns über hundert Franken ein. Jeden Sommer ziehen wir ein- oder zweimal hinaus. Die Gemeinde ist sehr zurückhaltend in ihrem Reisebeitrag, obwohl die Schule nur alle vier oder fünf Jahre ausfliegen darf. Es wäre aber auch schade, wenn die Beeren nicht geholt würden. Wir genießen zugleich die herrliche Waldluft.

Vom Stammbaum der Aufgabe

So gibt es allerlei Nebenaufgaben. Wohl nimmt die Schule, das Lehren, die Kraft der jungen Lehrerin fest in Anspruch. Es wäre genug der Anstrengung, hier sich ganz fest einzusetzen, alles dranzusetzen, daß die Hauptfächer am Schnürchen laufen, wenn Schulbesuch kommt, und gar am Examen! Der Stamm des Aufgabenbaumes würde dick und voll und glänzend. Ein Baum aber braucht Äste, braucht eine Krone, die schützt vor Sonne und Regen und wohl auch den lieblichen Vögeln Zuflucht bietet. Sie sorgt auch dafür, daß der Regen auf die Saugwurzeln fällt und den Baum erquickt. Ob die Rinde des Stammes auch so glatt bleiben würde, wenn man «bei der Sache bliebe»? Mir scheint, das Leben der Kinder müßte drängen, sprengen und hinausdrängen. Die Rinde würde reißen und wäre dem Austrocknen oder der Fäulnis preisgegeben. Drum lassen wir besser den Stammbaum der

Aufgaben tüchtig treiben. Meine Pflichten wachsen, der Baum treibt mächtige Schosse, je mehr die Verantwortung und Erziehung in den Familien schwindet und gar abzusterben droht. Gut ist nur, daß nicht alles in den ersten Tagen erkennbar wird, sonst möchte die junge Lehrerin entfliehen.

So wächst mit dem stufenweisen Erkennen auch die Unternehmungslust. Die Energie gewinnt an Kraft. Die Lehrerin wächst ins Leben hinein. Das Arbeiten wird mehr und mehr zur Freude.

Müssen wirklich die Krusten von altem Schmutz um Knie und Arme, Hals und Ohren bleiben? Dafür soll dann Brillantine die üblen Düfte übertrumpfen? Schon gibt es Kampf.

Eine Frau beklagt sich, weil ich das Parfüm an ihrem Buben nicht dulde: «...eine andere Lehrerin wäre dankbar für gepflegte Bubenköpfe!»

«...und ich für saubere!»

«Das kommt vielleicht auch einmal!»

So eröffnen wir den Krieg, nicht immer bloß lachend. Ich wage es sogar, als einzige Hausaufgabe zu verlangen: Saubere Knie, Hälse, Arme! Am andern Tag nochmals, am dritten wieder! Sie müssen doch einfach wissen, was ich unter «sauber» verstehe. Am vierten Tag erscheint unerwartet der Schularzt. Manch ein Kind wirft mir dankbare Blicke zu. Jetzt dürfen wir uns zeigen und haben es ein wenig «erlickt». Wir kommen zur Wiederbelebung der Hausaufgaben!

Ja, die Frauen hier haben seltsame Begriffe von Reinlichkeit. Erzählt die eine ihrer Nachbarin «Wenn eins meiner Kinder krank ist, so wasche ich es sauber, stecke es mit einem frischen Nachthemd in ein frisch bezogenes Bett. So ist es bald wieder gesund.» So?

Nun trete ich gar eines Morgens mit aufgestülpten Ärmeln in die Schulstube zum Kampf an. Zwar ist kein Ringkampf auszufechten, wohl aber zähe und ausdauernd zu kämpfen gegen eine Unzahl! Die Urwälder standen schon längst in meinem Blickfeld. Was da an kleinen Ungeheuern in den Haarschöpfen turnt und klettert, oft auf Tafeln und Hefte oder nur auf die Kleider niederstürzt, ist nicht zu zählen. Über die Bankreihen hinüber sieht man sie. Niemand wehrt ihnen. So kann's nicht weitergehen. Also: Ärmel zurück! Seife bereit! Ein Kind nach dem andern läßt sich von mir die Haare gründlich erlesen. Meine zehn Finger zerteilen die Wildnis. Zuletzt wasche ich demonstrativ die Hände und Arme und putze die Nägel, daß ja kein Tierlein sich darunter verkriechen! Zur neuen Aufgabe steht: Der Mutter melden, daß die Läuse weg müssen. In einigen Tagen folgt weitere Kontrolle mit Namensaufrufjener, bei denen es noch krabbelt! Meine Schüler freuen sich auf diese Kontrolle und erinnern mich daran, wenn ich's vergessen sollte. Es wird ihnen wohl. Jede Woche halten wir Nachschau. Da sind Mütter, die ganz unverbesserlich sind. Ihnen muß endlich die Schulpflege die nötige Weisung schriftlich geben. Die Reklamation folgt umgehend: «Wenn man schon alle Hände voll zu tun hat, soll man den Kindern noch lausen!» Andere Mütter sind froh und dankbar, daß ihr Kind weniger von diesen «Samen» heimbringt. Mit zäher Draufgängerei wird der Sieg erkämpft. Mit den Jahren verbessern sich die Kampfmittel. Erst in der letzten Nachkriegszeit, infolge Entlausung der «Kriegskinder» an der Grenze, findet das einfach anzuwendende Streupulver den Weg zu uns. Damit ist der Sieg endgültig errungen.

Die Kameraden der Läuse, jene vielen springenden Punkte im Schulzimmer, werden schneller überwunden. Der Boden wird schon in den ersten Jahren nach der halbjährlichen Reinigung mit Bodenöl getränkt. Da hört das Hüpfen und Springen auf. Wohl weiß ich, welchen Kindern ich nicht zu nahe rücken darf. Wo sich die Tierlein nicht mehr verbergen können, sterben sie bald aus. Niemand trauert ihnen nach.

Am wenigsten stören uns die schwarzen und braunen Schwaben. Wohl verirren sich welche vom Nachbarhaus über den Garten ans Fenster und begehren Einlaß. Hie und da bringt uns ein Kind im Schultornister solch ein Unding, oder gar am Kleid! Ein Überhandnehmen ist nicht möglich. Sie sind groß und schnell entdeckt und vernichtet. Im Schulhaus ist weder Raum noch Nahrung für sie. Wie lange diese Tierlein in der Wirtschaft sich tummeln können? Wenn sie mithelfen, hin und wieder einen Mann etwas früher zu seiner Familie zu treiben, so gereicht ihr Unwesen den Frauen und Kindern zum Wohl. Sie sind folglich nicht das Schlimmste in einem Wirtshaus, zumal wenn in einer Gemeinde auf zweihundert Einwohner eine Alkoholkirtschaft besteht. Das ist genug! Und wenn die eine oder andere Gaststätte auch nicht viel wert ist, sie zu schließen, beantragt niemand.

Der neue Lehrer

Tief hole ich Atem. Nun wird es besser werden. Welche junge Kraft freute sich nicht über frische Luft und Verjüngung im Arbeitskreis, im «team-work»! Ohne weiteres erwarte ich, daß es besser wird. Einer jungen Kraft werden die Oberschüler gehorchen. Dann gibt es Ordnung, das kann nicht fehlen! Man sucht. Ein angemeldeter Lehrer wird besucht und gewählt, und schon habe ich einen arroganten Brief mit der Aufforderung, das Harmonium in sein Schulzimmer zu stellen. Das ist das erste Wort, das der neue Kollege für mich hat, bevor wir uns nur gesehen haben. Ob der nicht weiß, daß die Berner nicht so schnell sind? Freundlich aber bestimmt lautet die Antwort: «Fangen Sie nur erst Ihre Arbeit an, dann reden wir miteinander.» Ja, er hat die Arbeit aufgenommen und «abgewirtschaftet», ehe drei Jahre um sind. Von einem Tag auf den andern mußte er die Schule verlassen, wenn sich nicht Riegel hinter ihm schließen sollten! Eine lähmende Situation! Wie kann ich aufbauen, wenn der Kollege nicht nur alles niederreißt, sondern Kinder in die Tiefe führt! Die Knaben verachten ihn, die Mädchen sind freundschaftlich oder lehnen ihn ab, scharf zurückweisend. Da gilt es zu handeln, rasch und bestimmt. Die Schule wird ihm gesperrt. Vorläufig habe ich den Auftrag, Ordnung zu machen, in der Oberschule aufzuräumen. Was sich da bietet, will ich nicht schildern. Ich hätte es nie für möglich gehalten. Ja, ja, mit einer jungen Kraft ist es nicht getan. Junge Lehrerinnen werden eingesetzt, die mit ganzer Strenge ihr Wohlwollen beweisen und den Abgrund überbrücken. Ein Stück schwerer Arbeit! Seite an Seite stehen wir

an. Jetzt erkenne ich die Vorzüge des alten Kollegen! Endlich gilt es, wieder einen Lehrer zu suchen. Die Männer der Behörde haben den Mut eingebüßt. Der Pfarrherr will keinem Amtskollegen die gute Kraft weglotsen, und eine schlechte will er nicht, sie wäre unbrauchbar in dieser Situation. Die übrigen Schulpfleger erklären sich unfähig, da sie beim Schulbesuch die Untauglichkeit des Lehrers auch nicht erkannt hatten. So weigert sich alles, den Angemeldeten zu besuchen, und man schickt die Lehrerin. Die scheut sich ja nicht, die Finger zu verbrennen! Glücklicherweise wird ein großes Versagen verhütet. Was für eine Ohnmacht, ein Dreinschlagen, Schreien und Drohen eines großen, festen Mannes vor zwanzig kleinen Viertklässlern, das muß man schon gesehen haben! Einer Schilderung könnte wohl niemand Glauben schenken. Solche Kraftlosigkeit hätte in unserer Oberschule gerade noch gefehlt. Es hängt ja nun viel davon ab, wie in unserem Schulhaus bei den «Großen» das Zepter geführt wird. Kleine Orte haben schwer, gute Lehrkräfte anzustellen. Schlimme zu wählen, ist tragisch, da die Kinder dann ihre ganze Schulzeit daran zu «nagen» haben. Und doch wäre das Arbeiten hier so dankbar. Schließlich findet sich ein junger Lehrer, frisch aus dem Seminar, mit dem ein reibungsloses Zusammenarbeiten möglich ist. Froh verstreichen rasch die Jahre. Die Kinder merken es bald, wenn die Lehrerschaft eins ist in der Fahrriechung. So wird gehorcht. Es braucht nur halbe Mühe! Wie aber die Eltern dem jungen Lehrer allerlei Unangenehmes vor die Füße werfen geht er weiter. Wer will ihn verurteilen? Man muß schon ums Verpflanztwerden wissen, wenn die Kraft zum Durchhalten ausreichen soll.

Wieder einmal muß das kleine Dorf nehmen, wer eben im Augenblick zu haben ist. Neue Besen kehren gut. Leider nützen sie sich oft rasch ab, oft gar zu schnell, und dann wird's garstig!

Auch der Abwart

«Ja, diese Arbeit geht so nebenbei und gibt doch etwas Geld.» So wird das Amt übernommen. Das Heizen jeden Tag ist schon eine Aufgabe, zumal mit den groben Holzklötzen, die nicht genügend getrocknet sind. Ist der Kachelofen recht heiß, füllt man gleich das Holz für den nächsten Tag ein. Nun die Ofentüre gut schließen! Sind die Kinder dann in der Schule, beginnen oft die Augen zu schmerzen, der Atem fast zu stechen. Der neu aufgesetzte Ofen ist bald genug gesprengt, so daß Rauch und Gas aus allen Fugen treten. Ist es kalt, zeigt das Thermometer beim Schulbeginn sieben, neun, elf Grad Celsius. Oft dürfen die Kinder für eine bis zwei Stunden heim, weil die Lehrerin nicht gewillt ist, mit der ganzen Schar zu frieren oder fast zu ersticken.

Alles geht zu Ende! Ein neuer Abwart stellt sich vor. Aber jetzt wird es noch interessanter. Da kommt zuerst eine schwachsinnige Frau und soll wischen. Hopp! was im Weg ist, Landkarten und anderes Anschauungsmaterial, alles fliegt auf den Estrich. Dann wird zuerst abgestaubt, wohl damit der neue Staub Platz hat. Zuletzt nimmt der Besen, was noch da ist! Sorgfältig braucht die ganze Arbeit nicht getan zu werden. Die

Lehrerschaft kann froh sein, daß alles für sie besorgt wird.

Mit dem Heizen geht es jetzt besser.

Endlich werden wir auch da befreit. Nun geht es gut, wenn auch noch oft Spinnweben unseren Weg kreuzen. Wo das alte Haus so viele Schlupfwinkel bietet, wird man diese Dinger nicht so bald los. Es soll ja eine Renovation geben. Zwar hat seit meinem Antritt niemand mehr davon gesprochen. Wir warten!

Ein neuer Zweig

Eines Abends holt die Waschfrau bei mir ihre Arbeit ab. Sie entschuldigt sich wegen ihres zahnlosen Mundes. Ich gehe darauf ein und erfahre: «Schon längst habe ich eine Prothese, aber es sammelt sich vom Essen so viel an, daß ich sie von Zeit zu Zeit einlegen muß über Nacht und Tag, daß ich sie wieder putzen kann!» Noch lange schüttle ich den Kopf ob solcher Rede. Da ruft mich eines Tages ein Nachbar an mit der Bitte, ihm in der Stadt etwas zu besorgen. Gerne bereit zu diesem Dienst, erwarte ich die nötige Weisung: «Ich sollte zwei Tuben Zahnpasta haben. Ich wußte nicht, daß man Prothesen auch reinigen muß. Nun bei der Kontrolle hat mir's der Zahnarzt erklärt. Wenn ich nach jeder Mahlzeit die Zähne putzen muß, ist eine Tube rasch fertig.» – So, so, wenn das am grünen Holze geschieht! Sollte ich vielleicht Pasta kiloweise besorgen? Wer soll sich da noch wundern, daß die Schule sich der Zahnpflege annehmen muß!

Es ist kein Geheimnis, daß meine Schüler allgemein sehr schlechte Zähne haben. Jahr um Jahr sehe ich vor mir Kinder mit defekten Schneidezähnen. Wir sprechen vom Zahnarzt, vom Plombieren.

Da wagt ein Knirps die Versicherung: «Mit Ihnen käme ich schon, aber mit der Mutter gehe ich nicht.»

«Warum?»

«Weil wir bei Ihnen nicht schreien dürften und uns auch nicht fürchten!»

Wieder ein Wink, der zeigt, daß es dem Kinde bei einer gewissen Strenge wohl ist. Es spürt das Wohlmeinen doch. Es ist zugleich ein gut gezielter Schuß. Ein neuer Trieb am Stammbaum der Aufgabe ist wohl ernst zu nehmen, wenn nicht beim Schulaustritt mit dem Abgangszeugnis gleich eine Zahnprothese überreicht werden soll! Ich plane und frage und suche den Weg. Wieder einmal wird Gelingen geschenkt. Eine Zahnärztin mit fahrender Praxis schlägt in den Ferien ihr Atelier im Schulzimmer auf. Wohl haben wir nicht fließendes Wasser im Haus. Ein Kessel bringt das nötige Naß. All die primitive Einrichtung nimmt die Frau auf sich, lachend, weil sie mit viel Liebe und mit großem Idealismus ans Werk geht, dem Kind helfen will. So kommen die Kinder gern. Innert zwei Jahren sind die Unterschüler behandelt, sehr billig. Wenn sie die Kontrolle ein Jahr unterlassen, so wird ein höherer Tarif angewendet. Wenn jetzt nur die Eltern mehr Verständnis aufbringen und mehr Aufsicht üben, dann wird es in künftigen Jahren besser sein. Die ängstlichen Kinder werden von den anderen mitgerissen. Es gibt für mich doch nicht nur Versager, und der Mut wächst zum «d'finger dry ha»! Daß man es gut meint, sollte nun erfüllt sein.

Wie jetzt noch dem Schlecken beikommen? Das wäre wohl Sache der Eltern, wie noch so vieles.

Wir wagen den Versuch mit einer Sparkasse. Unheimlich viel Geld wird in Kürze gesammelt. Natürlich wäre nicht alles verzuckert worden. Eine Zeitlang hilft dieser Spartopf. Der Krieg mit seinem Zuckermangel sorgt in weiteren Jahren. Jetzt wären die Kinder ein wenig entwöhnt. Wer hat dann mehr Macht, die Eltern oder die Verkaufsgeschäfte, oder gar die Kinder? Da kann ein fester Einsatz sogar der Lehrerin verleiden. Es braucht Kraft zum Durchhalten, besonders in Zeiten, wo auch beim Kollegen keine Hilfe und Handreichung zu finden ist.

Die Eltern

Ja, die haben allerlei zu verkraften bei dem von mir eingeschlagenen Kurs. Es gibt doch auch Forderungen, die fest und weit in ihren Machtbereich greifen und dennoch zähe hochgehalten werden. Wir möchten gemeinsam Erzieherarbeit tun, aber gar oft sind die Meinungen sehr verschieden, gehen weit auseinander und sollten doch zusammenlaufen. Ich muß den Eltern einen besonderen Kranz winden. Das Lob und der Dank, der letztere besonders, ist sehr freudig und aufrichtig: Ein kleines Dorf, abseits der Landstraße, weg vom Verkehr, läßt der jungen Lehrerin so unbegrenzte Freiheit auch dann, wenn sie ganz andere, ungewohnte Wege geht. Die Berührungspunkte sind so selten, weil die Fremde weder ihre Gottes-

dienste, noch ihre Vergnügungsanlässe besucht, unbeirrt ihrer tiefsten Überzeugung treu bleibt und so von den Kindern allerlei verlangt, was im Widerspruch zum Leben daheim steht. Sehr selten nur dringt offene Beschwerde zu mir, und auch dann noch freundlich, mir den weiteren Weg überlassend. Jener Bub in der ersten Klasse zeigt vielleicht das richtige Bild für das Verzicht auf Reklamation: Bei meinem Tadel senkt er leicht den Kopf, beißt auf die Zähne und flüstert: «Ch...!»

Seine Mutter schimpft in groben Ausdrücken über die Jugend, die sie niemals hüten und lehren möchte, um keinen Preis, da möchte sie lieber Schweinehirt sein als Lehrer! Nein, diese groben Ch..., die ihr Fluchen nicht lassen können, die sind nicht zu ertragen! Merkt sie denn wohl nichts von der Grobheit in ihrem eigenen Wörterbuch? Die Titel, die sie verleiht, gehören zu den Vierbeinern!

In der Pause zieht ein Junge sein Messer gegen die Kameraden. Im Schulzimmer erfahre ich, daß er es gar dem Karli entwendet hat. Ich versorge es im Pult, und die Gesellschaft ist beruhigt. Bald steht der Vater vor der Türe und erklärt: «Ich habe meinem Buben das Messer auf Weihnachten gekauft, bitte, geben Sie es ihm zurück!» Ich führe den Mann in die Schulstube, wo sein Söhnchen vor allen Schülern bestätigt: «Ich habe das Messer Karli genommen, er soll es wieder haben.» Der Vater zieht sich zurück und kommt nie mehr reklamieren. Der Junge aber schickt mir nach Jahren einen Dankgruß durch die Mutter, – weil ich ihn im Gedränge eines großen Bahnhofes so selbstverständlich mit Namen begrüßt, und mich zu ihm bekannt habe, obwohl er in der Schule «kein Engel war».

Fritzli in der ersten Klasse erklärt mir ganz einfach: «Der Mutter gehorche ich halt nicht.»

«Warum nicht?»

«Ich kenne halt die Mutter besser als Ihr.»

«Warum gehorchst du denn in der Schule?»

«Weil ich muß!»

Der arme Kerl ist in seinem ersten Schuljahr schon am dritten Wohnort. Er führt das Jahr auch bei uns nicht zu Ende. Die Familie zieht ins nächste Dorf. Beim Abschied verspreche ich dem Kleinen, am Examen zu kommen und seinen Fortschritt zu sehen. Lachend erklärt er: «O, dann bin ich längst nicht mehr in A.!» Was steht alles hinter diesen Bemerkungen an Kindernot! Ein Einwurzeln ist ja rein unmöglich. Woher soll denn die Kraft einströmen, die zur Bodenständigkeit und zum Heimatgefühl führt?

Das ist es, was einen ehemaligen Schüler klagen läßt: «Ich kann nirgends mehr einwurzeln!» Wohl sind es oft die Verhältnisse, die einen Wechsel des Wohnortes immer wieder bedingen. Vielfach aber ist es unbedacht und gleichgültig: Wenn es mir nicht mehr paßt, gehe ich weiter! Nicht jedermann leistet sich ein Auto und fährt täglich eine große Strecke an den neuen Arbeitsplatz. Solche Möglichkeiten sind noch gar selten. Eine andere böse Geschichte erzählt mir Amalie mit den wenigen Worten: «Wenn mich der Vater ausschimpft, weine ich bei der Mutter, straft sie mich, so klage ich es dem Vater. Dann tadeln die Eltern sich gegenseitig.» Sollten es Eltern und Lehrer auch so halten? Das fehlte noch! Da müssen wir den Anfängen wehren und miteinander reden.

Ja, mit diesen Leuten zu Lobhäusern kann man reden, selbst wenn man zu den schüchternen Menschen ge-

hört. Dafür danke ich ihnen immer wieder. Sie haben mir auch nichts in den Weg gelegt, keine Schwierigkeiten bereitet. Sie schenken mir viel Vertrauen und große Bewegungsfreiheit. Sie lassen mich meiner Überzeugung treu bleiben, trotzdem ich dadurch vieles ablehnen muß. Auch mit den Anschaffungen für die Schule sind sie nicht eng, sondern gewähren mir auch da viel Freiheit. Ich fühle mich wohl und glücklich hier. Ob das «Festeinbeißen» Freude und Lust noch vermehrt? Ich glaube wohl; denn daraus wächst eine Befriedigung, ein Wissen, wofür man da ist!

Lustig?

Ein wenig über die Schule hinausblickend finde ich allerhand Abwechslung. Da leben Menschen, die mit zur Welt meiner Schüler gehören, auch wenn sie selber niemand in unseren Kreis schicken. Da bringt ein einfaches Menschenkind seinen Geschwistern ins alte Haus eine Ziege heim, die es auf dem Felde gefunden hat. Freudig wird sie in den Stall gestellt, ganz harmlos, ohne den leisesten Gedanken an Diebstahl. Ohne weiteres wird sie dem Eigentümer übergeben, wenn er sie endlich findet.

Telegraph und Telephon geben gewissen Leuten auch zu knacken. Was soll da bloß für ein Unterschied bestehen? Da ruft ein Bauer in aller Eile den Tierarzt durch den Draht an: «Dokter cho, Chue chrank, nümme stoh!» Ähnlich drahtet ein Mann während der Grenzbesetzung auf's Kompagniebüro zur Erlangung

einesurlaubes: «Genevez, Genevez, Steibruch deheim, viel Arbeit!» Beim Telephon gilt und zählt ja doch das Wort!

Ein Brautpaar hat schon die Hochzeitsgewänder im Haus und hängt sie in die feuchte Kellerluft, damit sie sich vom Falten und Verpacken erholen. Ein Unwetter bricht ein, und trübe Fluten wälzen sich durchs Dorf. Sie füllen da und dort die Keller über Nacht. O je, die Hochzeitskleider!

Viel schlimmer steht es beim anderen Brautpaar. Die Braut klagt mir: «Wahrhaftig, drei Wochen vor der Hochzeit geht der Bräutigam noch zu einer Nebenbuhlerin. Hätte er doch noch diese drei Wochen gewartet! Nun ist alles aus!» – Untröstlich und unbelehrbar hält sie diesen Standpunkt fest. Sie sieht nicht, daß die Lage für sie dann viel tragischer wäre. Ich berichte ihr von jener alten Bekannten, die auf der Hochzeitsreise die Untreue ihres Gatten kennen lernte und getrennt heimkehrte, ihr ganzes Leben in dieser Trennung verharrete, um nicht andere Frauen in die gleiche Not zu bringen. Manche trübe Flut umspült das Hochzeitsgewand! Da kann jener Knirps in unserem Dorf im vorschulpflichtigen Alter behaupten: «Mei du, euse Vater häd no ne glungni Frau!» und meint damit seine Stiefmutter.

So erzählt man mir vom Leben und vom Horizont dieser Bewohner allerlei, daß ich mich so recht hinterm Mond fühle. Aber eines Tages erlebe ich, daß über den Lehrer nicht weniger seltsame Geschichten herumgeboten werden; sie übertreffen alles. Lustig kann ich es nicht nennen. Wenn das ganze Dorf lacht über wahre oder unwahre Geschichten und die Eltern vor den Kindern Witze machen über den Lehrer, dann

ist es nicht mehr lustig für die Lehrerin. Sie muß auf die Zähne beißen und alle Kraft einsetzen, um die Ordnung aufrecht erhalten zu können. Was Wunder, wenn sie zur räßen, strengen Erzieherin wird. Sollte sie nicht fast zur Bändigerin werden! Wie sollte der Lehrer Disziplin halten, wenn die Eltern ihm nichts, aber auch gar nichts, gelten lassen vor den Kindern! Dazu machen sie ihn lächerlich auf Schritt und Tritt. Ich gebe mir alle Mühe, ihn bei den Schülern zu stützen. Ich – vom schwachen Geschlecht – ich muß es wagen, die großen Schüler ganz energisch anzupacken. Dann darf der Unterricht wieder einige Zeit in Ruhe weitergehen. Die Oberschüler sind doch längst erhaben über die Lehrerin. Die hat keine Anziehungskraft mehr für sie. Vom Lehrer fühlen sie sich abgestoßen. Da braucht es die Hilfe des Gärtners, wenn sie durchhalten soll und Meister werden über die Schar. Da wäre es für sie am einfachsten, eine andere Stelle zu suchen. Es wird doch noch viel Unangenehmes zu erwarten sein. Aber: Gepflanzt an Wasserbächen! Die Frage gilt immer noch: «Wo braucht man mich?» – Nein, mit dem Drauslaufen ist niemandem gedient. Mich ausstrecken nach dem Licht und meine Wurzeln tiefer einsenken. So muß es gehen! Nur der Gärtner kann dem Baum zu rechtem Gedeihen helfen. Also: Der schon so viel schenkte, schenket uns noch mehr!

O, eine Schulreise! Alle acht Klassen freuen sich auf eine gemeinsame Reise, denn der Schülerbestand in der Oberschule ist unter zehn gesunken. Da muß die Unterschule mit ihren vier Zehnern füllen. Für mich ist es eine harte Nuß. Ich möchte mich wieder einmal auf die begleitenden Erwachsenen stützen, und das ist doch nutzlos. Zum Aufstieg geht der Lehrer voran.

Nach wenigen Minuten steht er am Schluß hinten bei mir. Ein Wort, ein Blick, und ich verstehe. Die mutwilligen Rößlein der obersten Klasse sind durchgebrannt. Ich eile alle Abkürzungen hinauf, bis ich die Vordersten eingeholt habe. Man versucht zu mucksen. Mit einem Blick fühlt man, daß ausgespielt ist. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als das schwache Geschlecht zu verleugnen, die Zügel zu straffen und den Befehlsstab für den Rest der Reise hochzuhalten, bis das letzte Kind daheim hinter der Haustüre versorgt ist. Kein Erwachsener, nicht einmal der Präsident der Schulpflege, hat sich nur auch im geringsten um Hilfe bemüht. Nein, Begleitung der Erwachsenen ist auf Schulreisen nicht erwünscht. Eine Hilfe sind sie nie. Die begleitenden Helfer sind von der Lehrerschaft selber zu wählen. Dann wissen sie um ihren Auftrag und werden uns zur Freude.

Früher wurden noch nicht so viele Gesellschaftsreisen durchgeführt. Da schenkte man den Erwachsenen in den Dörfern eine billige Reisegelegenheit: Die Schule mußte herhalten. Ich zeige den Eltern immer wieder, daß ich nicht gern «große Begleitung» habe. Schließlich ist ja eine Schulreise ohnehin eine schwierige Aufgabe. Ich bin jedesmal dankbar, wenn wir wieder alle wohlauf daheim ankommen.

Wenn nur keine jungen Leute in den Lehrerberuf gedrängt würden! Da braucht es Menschen, die tief innen die Liebe zum Beruf haben, Menschen, die durch diese Liebe zum Dienst fähig und willig zum Einsatz sind. Wie soll ein Mensch in der Schule zurechtkommen und sich seines Lebens freuen, wenn er in diesen Beruf gedrängt wurde! Dem Berufenen aber wartet viel, viel Freude und Befriedigung als Segen des Einsatzes!

Der bringt vielfach starke Belastung. Wohl ist unter den Eingesessenen nicht eitel edles Gold; es fehlt da und dort an Ordnung und Fleiß. Noch um halb zwölf Uhr kann man wacker mit der Nachbarin weiter schwatzen und dann die Familie zu Mittag mit Kaffee, Brot und Butter speisen, wobei das Butterfaß erst kurz vor Mittag noch in Betrieb gesetzt wird. Aber die Familie kommt durch. Man ist auch der Lehrerin dankbar, wenn sie die Schar in Zaum und Zügel hält und führt. Und diese weiß, mit wem sie es zu tun hat. Neue und oft nicht kleine Probleme bringen hin und wieder die Zugewanderten. Wie sehr verändern sie oft gar das Gesicht des Schulzimmers!

Eines Tages sitzt in der vierten Klasse ein Mädchen von kräftigem Wuchs. Zwar war es nicht im Salon vor dem Schulbesuch! Es verbreitet einen unheimlichen Duft. Nach seinem Weggang um elf Uhr darf man noch lange seiner Bank nicht zu nahe treten. Aha, da ist irgend etwas feucht! Es fehlt nicht nur die Freude zum Lernen, sondern auch zur Reinlichkeit in jeglicher Form. Ein Hausbesuch in der alten Hütte gibt Klarheit: Eine Mutter mit fünf Kindern ist eingezogen. Der Vater lebt nicht mehr. Die Frau muß in der Fabrik den Unterhalt für die Familie verdienen. Der Älteste, zwölfjährig, kocht das Mittagessen und hält Ordnung, so gut es geht. Grad liebevoll spricht er nicht von seiner Schwester. Ist es ein Wunder? Heißt er sie etwas helfen, bekommt er zur Antwort: «Nein, sonst lasse ich alles unter mich gehen!» Nun bin ich im Bild über die unheimlichen Düfte. – Auf dem Heimweg überlege ich mir meine Aufgabe. Wer will's verargen, wenn das

Schulzimmer hie und da zum Frisiersalon wird? Ein eben eintretendes Behördemitglied schimpft nicht, daß ich zufällig andere Arbeit habe als Rechnen und Schreiben. Singen möchte ich, wenn das Kind wieder einmal ordentlich vor mir steht. Noch fehlen ihm die nötigen Wäschestücke. Diese darf es gelegentlich nach der Schule nähen. Die Arbeitslehrerin überläßt mir dafür die Nähmaschine der Schule.

Ein Knabe kommt als Pflegekind ins Dorf, er ist schwerhörig. Bei dem Bauern, wo er untergebracht wird, hat er es recht. Aber er sollte für's Leben zur Selbständigkeit erzogen werden. Er ist vaterlos. Die Mutter kann ihn nicht selber erziehen, weil sie verdienen muß. Die Verwandten bringen ihn hieher. Ich sehe, daß sich niemand für ihn wehrt, und lasse ihn vorläufig vom Ohrenarzt gründlich untersuchen und mich beraten. Der Weg ist geebnet. Der Schularzt einer großen Stadt untersucht ihn und will ihn in die Schwerhörigenschule aufnehmen. So wäre für ihn gesorgt. Was fehlt noch? – Der verwandte Vormund, mit ihm die Heimatgemeinde, unser Nachbardorf, geben ihr ja nicht, obschon die ganze Versorgung gratis, samt Kost- und Schulgeld, gewährleistet wäre. Auch der Pfarrer richtet nichts aus. Die Kurzsichtigkeit und Borniertheit einer Gemeinde entsetzt auch die Ärzte, die auf ihr Honorar verzichten. Ich selber, noch sehr jung und schüchtern, verfechte das Recht des Knaben nicht weiter. Dies mein Versagen brennt mich immer, wenn ich den jungen Menschen treffe.

Ein anderer Heimatloser klagt mir in der Schule: «Der Pflegemutter muß ich beim Kochen helfen. Ich muß am Herd stehen und die Schwabenkäfer zerdrücken, aber es sind immer welche in der Mehlsuppe!»

Warum gibt man Pflegekinder in solche Lotterwirtschaft? Die ganze Haushaltung spiegelt doch dieses Bild. Auf die Reklamation an entscheidender Stelle lautet die Antwort: «Es gäbe Unzufriedenheit und Zwist, wollte ich es verhindern.»

Da brennt mein Temperament durch: «Muß denn wirklich ein zweiter Selbstmord eines Pflegekindes in unserer Gegend in Kürze erzwungen werden?» Das will man nun doch nicht. Das Haus wird nicht mehr empfohlen.

Oft weist man solche unangenehme Stürmer ab, ob sie auch noch so berechnete, gute und gut gemeinte Kämpfe führen. Das «Mongoloïdi» in meiner Schule wird einige Jahre getragen. Endlich soll der Arzt entscheiden. In all den Jahren hat es noch nicht erfassen können, wie manchen Mund es hat, usw. Da wird es der Lehrerin zuviel. Der Arzt erklärt: «Anstaltsversorgung zwecklos». Es wird entlassen, von der Mutter liebevoll gepflegt. Ihr Urteil über die Lehrerin lautet: «So hat sie leichte Arbeit, wenn sie die Schwachen ausweist.» – Der Kamerad, der nicht sprechen kann, sollte in ein Heim. Als Bürger der Nachbargemeinde muß auch er jene Kurzsichtigkeit und Borniertheit fühlen. Mutter und Großeltern erlauben keine Versorgung und sperren jegliches Vorgehen. Das alles sind recht eigentlich Proben für eine bisher wohl behütete und geführte junge Lehrerin. Da wird man klein, hilflos, und neu dankbar, daß man den Gärtner kennt, der uns trägt samt der Last.

Zum Dienst bereit?

Schlimm sieht es oft aus im kleinen Dorf, weil man sich gegenseitig zu bekannt, zu nahe, vielleicht sogar verwandt ist. Man wählt den Weg des geringsten Widerstandes. Kommt dann ein Mensch, der seiner Verantwortung nicht ausweicht, so gibt es oft harte Stunden. Aber im Sturm erstarkt der Baum, und an Hilfe fehlt es nicht.

Da heißt es von einer zugezogenen Familie: «Ihre Glaubensgenossen!» Was soll ich dazu sagen? Gilt das als Anruf, als Mahnung an die Verantwortung? Der Alkohol spielt in dem Hause eine große Rolle. Endlich stirbt der Vater. Die Mutter führt kein gutes Leben. Der Bursche, der sich freundschaftlich einschleicht, der mehr Rechte genießt als die eigenen Kinder, ist noch nicht zwanzig Jahre alt, besucht noch die Fortbildungsschule. Er hat Verwandte in der Behörde. Was in dem Hause alles geschieht und nicht geschieht und geschehen sollte, was da vor Kinderaugen getragen und ausgetragen wird, das dürfte ich nicht schildern. Einzugreifen wagt «man» nicht, weil der Bursche seinen Verwandten gegenüber zu allem fähig wäre. Arme Vertreter des starken Geschlechtes!

Endlich wird die Behörde dringend herausgefordert. Wer – wer – wird nun dieser Frau und ihren Kindern, die zum Teil schon der Schule entwachsen sind, als Vormund bestimmt? Das treibt der jungen Lehrerin die letzte Schüchternheit aus. Jetzt ist es genug! Diesem Manne wäre das willkommenere Scherz, Freiheit seinem Trieb. Nun *muß* und darf ich mich wehren für die Unmündigen. Ich weiß mich ja gehalten und geführt, ja getragen. Vormundschaft und Fürsorge muß

und darf ich übernehmen. Die rechten Helfer begegnen mir auswärts in den nächsten Tagen, Menschen zum Dienst bereit ohne Entgelt, sogar juristisch geschulte. Da gibt es für mich kein Besinnen mehr. Die Mutter kommt ins Krankenhaus, wo sie nach etlichen Wochen an den Folgen ihres Treibens stirbt. Mir bleibt eine fünffache Vormundschaft, die unter Berücksichtigung von Erbanlagen und Erziehung allerlei erwarten läßt. Wohl ist es ein Stück harter Arbeit, bis das Haus entsumpft, verkauft und die Habe versteigert ist, bis die Kinder versorgt sind. Der Käufer des Heimwesens erwartet von mir noch Bürgschaft, weil sein Geld nicht reicht! Wirklich für alles sollte man herhalten! Ich ziehe aber die Grenzen fest und klar. Der Einsatz mit aller Arbeit und Fürsorge lohnt sich, wenn auch nicht finanziell. Er schafft Befriedigung. Ich bin ja nicht für mich auf der Welt.

Durch diesen Kampf lerne ich wertvolle Menschen kennen, an denen ich sonst vorbeigegangen wäre, Menschen mit warmem Pulsschlag für die Not. Ich lerne auch immer mehr Kindernot kennen, die dort erwächst, wo Alkohol und Unsittlichkeit nicht überwunden werden im Hinblick zum Schöpfer, der uns zu seinem Bilde geschaffen hat.

Der «liebe» Bursche, der Fortbildungsschüler, steht eines Tages mit frommem Augenaufschlag und Sprache Kanaans vor mir und wünscht mich zu sprechen. Leider erkenne ich in ihm gleich einen «Vogel» der schlimmsten Sorte. Wir gehen ins Schulhaus, wo er in tiefer Betrübnis letzte Auskünfte über seine teuren Freunde sucht, über groß und klein, über Menschen, denen ich als Vormund helfen will und helfen muß. Ihn würde ich am liebsten der Polizei übergeben,

wenn die nötigen Unterlagen da wären. Wohl ist es eine kurze Audienz, aber mich friert ob solcher Heuchelei. Dieser «fromme Glaubensgenosse» zieht es vor, ins Ausland zu verschwinden. Mir tut er damit den besten Dienst, ist meinen Schützlingen aus den Augen und mir aus dem Weg!

Wo Einheimische nicht anzupacken wagen, da braucht es oft im Dorf so eine Fremde, die sich verpflanzen läßt und weiß, wozu sie hergeführt ist. Gut, daß der Gärtner nicht von uns weicht, bis die Frucht reif ist. Ohne ihn würde sie unzeitig abfallen. Er trägt uns samt der oft schweren Last. Er schneidet, bindet auf, düngt und wässert. Die Gemeinde spürt es bald, daß ein Mensch sich nicht scheut, Hand anzulegen, sich einzusetzen, hie und da unangenehm zu werden. Gar manches Dorf reißt und rüttelt an solchen Menschen, plagt sie und weist sie schroff ab, entwindet ihnen Aufgabe um Aufgabe und wirft sie endlich hinaus. Nicht so geschieht es zu Lobhäusern! Ich werde mit Staunen und Dank nicht fertig. Diese Leute lassen sich mein Einmischen in die inneren Angelegenheiten gefallen, und die Aufgaben wachsen aus dem Boden. So stehe ich gelegentlich gar zwischen Behörde und Kollege. Es gibt unangenehme Situationen. Wohl sage ich mir: «Es geht um die Schule, um die Kinder!» Ja, aber hat nicht der Kollege in seiner Not auch Anrecht auf Handreichung? Das kann zur eigenen Not werden. Wie dankbar bin ich, daß mir eines Tages mein Kamerad offen erklärt: «Daß Sie nicht auf meiner Seite stehen können, sondern die Behörde unterstützen müssen, verstehe ich ganz, aber ich kann meine Art, meine Anlagen und folglich auch mein Verhalten nicht ändern.» Da erkenne ich Größe und Not eines Menschen,

der unangenehme, fast unmögliche Erbanlagen mitbekommen hat. Doppelt schwer wird es, im anderen Lager zu kämpfen für – die Schule. Das kollegiale Verhältnis ist oft sehr getrübt, aber der Kamerad läßt nie Gras darüber wachsen, sondern ist in Kürze bereit, zu Entschuldigung und Aussprache, und wir dürfen uns immer wieder begegnen. Das ist seine Größe und mir ein Geschenk, eine Hilfe. So trage ich auch Unangenehmes leichter.

Daß ich zu Lobhäusern immer wieder Entgegenkommen und Vergeben finden darf, ist groß. Sogar jener Schüler aus meiner Anfangszeit, den ich auf Wunsch seines Vaters oft so derb in die Finger nahm, grollte mir nicht. Nach Jahren erst erfahre ich das schwere Leid, das sein Vater, der aufrechte Mann, seiner Gattin zufügte in der Zeit, da der Kleine dem Leben entgegenreifte. Wer weiß, ob es nicht Spuren eben dieses Leides waren, die den jungen Menschen so seltsam beeinflussten, daß ihm der Arbeitswille oft fehlte? Und darum sollte der Kleine «tüchtig herhalten»! Und ich reichte ahnungslos die Hand dazu! Ich kann nicht anders, ich muß mit dem heranwachsenden jungen Mann reden, mich entschuldigen. Was erlebe ich? Von Groll ist nicht die Spur da. Erstaunt erklärt mir der Bursche, daß er von böser Strenge nichts gespürt. Ist es so, daß der Gärtner, der ja tiefer in unser Wachsen und Wirken blickt und weiß um unser aufrichtiges Wollen, auch unser Versagen deckt und gut macht, was wir im Eifer um unsere Aufgabe verbrochen. So leidet vielleicht einmal die Lehrerin mehr als die Schüler, weil sie das Gute für das Kind sucht.

So nehme ich auch alles freundliche Entgegenkommen der Leute von Lobhäusern aus meines Gärtners Hand.

Und der Alkohol?

Schon aus vergilbten Blättern wäre da viel zu hören. Etlliches erzählt mir der altehrwürdige Pfarrer: Ehedem hatten in unserem Dorf die Frauen auch ein Wahlgeschäft zu erledigen, die Wahl der Hebamme. Da glaubten sie, es den Männern gleichzutun und den Haupttakt in die Wirtschaft verlegen zu müssen, auch einmal feuchtfröhlich zu feiern, sei es bis tief in die Nacht oder gar bis in den Morgen hinein. Auch unter ihnen fanden nicht alle den Heimweg, auch nicht bei Tag. Ihre Ehegatten mußten sie holen, gossen auch noch selber tüchtig in die Kehle. So geschah es denn zu Lobhäusern, daß die Kinder nicht ohne weiteres gewillt waren anzunehmen, was der Vater ihnen auf dem Schiebkarren brachte, sondern bestimmt erklärten: «Vater, das ist ja gar nicht unsere Mutter!»

Ist es heute so gar viel besser, wenn mir die Kinder am Montag nach Kirchweih in großer Aufregung melden: «Heute müssen alle Mütter ihre Männer suchen, Bünzlis Frau auch, Schneiders Frau auch, Michels Frau auch – aber keine ist mehr heimgekehrt, alle sind in der Wirtschaft geblieben.» Dies am Montag nach der Dreihuhrpause. Weil die Männer nicht heimkommen, laufen die Mütter ihren Kindern auch noch davon, sitzen im Wirtshaus und bestellen wie die Männer. Was mit den Kindern geschieht, ficht sie nicht an.

Mütter!

Die Gemeindehäupter haben in früheren Tagen ein Beispiel gesetzt. Einen schönen Laubwald haben sie in ihrer Liebe zum Wein für einen guten Trunk dem Nachbardorf abgetreten. Wohl suchen sich unsere Leute heute noch mit liegendem und stehendem dür-

rem Holz Gewinn zu holen und sich nach Jahrzehnten schadlos zu halten. Aber es geschieht auf Diebesweg, im Versteckten, um nicht erwischt zu werden.

Ein gutmütiger, intelligenter junger Mann lebt mit seiner «schitteren» alten Mutter zusammen im schmucken, einfachen Häuschen. Den Töchtern des Dorfes ist er zu wenig hübsch. Sie machen dafür bittere Erfahrungen mit ihren hübschen Burschen und stehen endlich mit ihren Kindern allein und ringen sich durch. Die alte Mutter stirbt und hinterläßt ihren Sohn hilflos, allein mit dem Kameraden Alkohol, dem er sich nun eng verbündet. Wirtsleute erbarmen sich seiner, besorgen seine Angelegenheiten und nehmen ihn zu ihren guten Kunden. Da findet er Anschluß, Menschen, die sich mit ihm abgeben! Menschliche Gemeinschaft im Dorf, hast du kein Empfinden, keine Verantwortung für Einsame?

Ein noch junger Vater zahlreicher Kinder bemüht sich besonders um den Erwerb eines Autos. Bloß mit Lernfahrausweis erlaubt er sich Fahrten und Kameradschaft, und bald ist der Wagen demoliert, bevor richtig bezahlt. Die Familie muß hart dran, um durchzukommen.

Soll uns mehr gezeigt werden, bis wir diese Not auf uns brennen lassen? Soll ich weiter durch's Dorf führen? Warum muß ein Kind in der Schule klagen: «Ich habe die Aufgaben nicht machen können, weil der Vater Krach schlug!» Ein andermal heißt es: «Wir müssen den Most aus den Tassen trinken, weil der Vater alle Gläser zerschlug.» Wieviel Kindernot und Kinderelend steckt hinter diesen Worten!

Was lernen die kleinen Kinder, was meine Schüler? Da zieht ein Mann sehr oft durch das Dorf, ein Rudel Kin-

der aller Altersstufen nach sich ziehend, als ob er der Rattenfänger von Lobhäusern wäre! Von Zeit zu Zeit bleibt er stehen, singt ein Liedlein und erzählt seine Spässe. Über den Inhalt seiner Botschaft sind wir im klaren, ist der Mann doch ein altbekannter Trunkenbold, schwankend und lallend. Wem würde es einfallen, die Kinder fernzuhalten und den Mann dorthin zu führen, wo er unsere Jugend nicht mit allem Sumpf unterhalten und beschmutzen kann! Mütter lachen, wenn die Kleinen die schmutzigen Verse bringen. Viele Jahre geht es, bis ein junger, gesunder Gemeinderat Verständnis und Einsicht hat und energisch zupackt. Der Mann wird in seiner Heimat versorgt, verbannt von unserem Dorf.

Einige schwache Schüler brauchen nötig die Mithilfe der Eltern. Ich lade diese zu einer Besprechung ein. Ein Vater erscheint so, daß ich Abstand nehmen muß, um dem unangenehmen Auspuffer der Alkoholdüfte auszuweichen. Natürlich wirft er die Schuld am Versagen seines Kindes auf die Lehrerin. Liegt sie vielleicht gar beim übermäßigen Alkoholgenuß des Vaters? Ich sehe doch so oft seinen sturmen Kopf und seinen wankenden Schritt.

Warum kommen Heimwesen unter den Hammer, wenn doch fast alle Kinder erwachsen sind und verdienen können? Ist es nicht so, daß ausschweifendes Leben der Eltern nicht bloß materielles Gut verzehrt, sondern auf die Kinder übergeht und die Familie zerschlägt!

Obwohl es allerlei Lasten und Aufgaben bringt, möchte ich nicht in die Stadt wechseln. Es ist dennoch schön in unserem Dorf. Wieviel Freude bringt und birgt der Einsatz!

Ländlich – unschuldig!

Mit den Kindern wächst man zusammen und erlebt viel Liebes. Sie schenken und wollen Freude bereiten. Blumen in Fülle schmücken das sonst kahle Schulzimmer. Schlüsselblumen haben sie gepflückt, mächtige Sträuße. Wie ich ins Schulhaus trete, sehe ich eben, wie sie diese Sträuße nebeneinander halten, um die Größe im Gesamten zu sehen. «Was tut sie jetzt?» ist ihre lachende Frage!

Die Kinder wollen sich gegenseitig überbieten. Wer im Garten nicht große, prächtige Blumen hat und damit auftrumpfen kann, ist traurig und fühlt sich hintangesetzt. So erkläre ich den Schülern: Die Wiesenblumen sind mir ebenso lieb wie die Gartenblumen; schaut doch nur so einen Wiesenstrauß in seiner Fülle, Schönheit und Vielfalt! In den kommenden Tagen und Wochen kann ich allerlei sehen! Da mähen Bauern das tägliche Futtergras. Hahnenfuß ist darin nicht erwünscht, und die Lehrerin liebt Wiesenblumen. Also folgen die Kinder dem Vater auf den Fersen und rupfen die gelben Blümchen aus der Mahde, formen sie zu Sträußen, schließlich fangen sie alle nur noch in ihren Ärmchen auf. Ich erhalte Arvel um Arvel und weiß nicht, wo alles unterbringen. Schließlich darf ich auf die vollen Vasen und Krüge hinweisen.

Im Sommer ziehen wir hinaus ins Freie, sehen viel Herrliches und gehen endlich an einem vollbehängenen Kirschbaum vorbei. Schon steigt der Bauer die Leiter herunter. Er winkt mir, näher zu kommen. Ein Kind muß ein Krättlein hinhalten, und der Vater füllt es mit den glänzenden, schwarzen Früchten für mich. Wie fein! Wie lockend! Das Wasser läuft mir im

Munde zusammen. Aber – schade, schade! Vom Munde des wohlwollenden, freundlichen Mannes zieht sich ein gelbbrauner Speichelfaden ins Krättlein hinunter! Er hätte halt beim Sprechen die Pfeife entfernen sollen. Er merkt nichts, übergibt mir das gefüllte Krättchen, und ich gehe herzlich dankend weiter. Ist der Dank wirklich so herzlich? Jawohl! Er meinte es ja gut und wollte erfreuen. Seine Gabe ist nicht weniger groß. Und dafür danke ich herzlich. Das freundliche Entgegenkommen von allen Seiten beglückt mich wirklich. Was soll ich aber mit den Früchten anfangen? Sie glänzen in ihrer seltsamen Bewässerung! Ein anderer Bauer faßt es etwas gescheiter an. Er erklärt mir: «An unsern Bäumen dürfen Sie jederzeit, ja täglich, Kirschen essen, es wird stets irgendwo eine Leiter stehen, auch wenn niemand daheim ist. Zum Pflücken für Sie fehlt uns die Zeit. Die Früchte aber gönnen wir Ihnen wohl!» Wie gerne folge ich diesem Angebot! Mit Freuden pflücke ich dann noch ein wenig für diese freundlichen Menschen! Von den Ästen weg schmecken die Früchte natürlich doppelt. Der Herbst zieht ins Land. Vereinzelte Birnen und Äpfel sind bereits gereift. Da beißt ein Mädchen in einen saftigen Apfel und denkt plötzlich: «Der würde der Lehrerin auch munden!» Schon verschwindet er in der Schultasche und landet später auf dem Pult. Ich bringe es lange nicht übers Herz, solche Gaben mit besonderer Erklärung in Empfang zu nehmen – auch nicht jene Birnen, in die zum Schmuck die Fingernägel eingedrückt sind, jene schwarzen Fingernägel! Ich sehe die Lieblichkeit des Kindes, seine Anhänglichkeit, und fühle: Wir müssen erst einander näher kommen, uns kennen und verstehen lernen,

warm werden füreinander, daß ein Weiterführen des Schenkens nicht frostig wirkt. Inzwischen wird halt etwas dick geschält in Abwesenheit des Kindes, bis der bleibende Rest mit Genuß gegessen werden kann. Auch ländlich! Wir lachen drüber: Unschuld vom Lande! Was bietet mir die Stadt? Eines Tages fliege ich mit allen sieben Schülern der ersten und zweiten Klasse aus. Helfende Begleitung braucht dieses kleine Häuflein nicht. Kaum in den Straßen der Stadt angelangt, fragt mich eine Frau mit ernstem Gesicht: «Sind dies alles Ihre Kinder?» Auf mein lachendes Ja schlägt sie entsetzt die Hände zusammen: «O je, sieben Kinder!»

Ich erlaube mir beizufügen: «Und alle gleichen Jahres!»

Die Frau erklärt mir: «Das verstehe ich halt nicht, ich habe keine eigenen Kinder.» Solche Unwissenheit ist nicht einmalig. Kaum eine halbe Stunde weiter, am andern Ende der Stadt, spaziert eine Frau dem Waldrande zu. Wieder höre ich die Frage: «Alles Ihre Kinder?» Ich habe nur ein kurzes, belustigtes Ja. Hat man hier nicht mehr übrig für Familie und Kinder? Ist man so «harmlos»? Da kehre ich gerne in meine ländlichen Kreise zurück und nehme die Menschen, wie sie eben sind. Daß wir das dürfen, ist es nicht ein Trost? Unser Gärtner nimmt uns auch, wie wir sind, mit unsern Unzulänglichkeiten, mit unserer Unwissenheit. Wohin kämen wir sonst?

Zwanzig Jahre!

Sie liegen hinter mir. Nicht große Worte erinnern mich daran, aber irgendwie fühle ich es doch; denn was man bei meinem Antritt in Aussicht gestellt, das soll nun verwirklicht werden: Die Renovation des Schulhauses! Mir ganz unerwartet fällt die Gemeindeversammlung eines Tages den Entscheid. Was führte denn die Menschen zu einer solchen Tat?

Unsere Gemeinde ist arm, sie hat große Armenlasten. Wo sollte sie die Mittel aufreiben, alle die Menschen zu erhalten, die darauf Anrecht haben, wenn nicht der Waldreichtum das Nötige abwerfen würde? So hat die Bürgergemeinde einen «Stock» beisammen, nach dem die Einwohnergemeinde schon lange schielt. Jetzt wird das neue Armengesetz im Kanton vorbereitet. Der Staat wird für die Armen sorgen. Er wird aber nicht nur die Lasten abnehmen, sondern sich auch die Mittel dazu holen. Der «Stock» ist in Gefahr. Jetzt beschließen die Bürger plötzlich: Für den Umbau des Schulhauses soll aus dem Vermögen der Bürgergemeinde tüchtig beigesteuert werden! So wird zwanzig Jahre nach meinem Antritt ganz unerwartet das Versprechen eingelöst. Gründliche Arbeit wird geleistet. Wir freuen uns alle daran.

Für zwei Monate ziehen wir in enge Kammern der Wirtschaft. Freundlichkeit und Zuvorkommen lassen uns die Enge leicht ertragen, auch wenn schließlich die Zeit sich auf neun Monate verlängert. Der Kollege mit seinen insgesamt neun Schülern hätte gemüthlichen Familienbetrieb, wenn – ja eben, wenn die paar Kinder seine Autorität anerkennen würden. Die Unter- schule mit sechsunddreißig Schülern steckt Bank an

Bank bis an die Wand eingekleimt, ohne Wandtafel, ohne Pult, den Kasten am andern Ende des Hauses im dunklen Gang. Aber wir sind vergnügt im Blick auf das Kommende! Wir kommen gut durch. Nicht Platzfrage, nicht Schülerzahl, nicht bequeme Einrichtung spielen die erste Rolle, sondern der Geist, der uns erfüllt und leitet!

Endlich ziehen wir ins neue heimelige Schulhaus ein. Wir lernen nun auch Sorge tragen. Was uns am wertvollsten erscheint, Zentralheizung, fugenloser Eichenriemenboden, genügend Schränke, schönes Pult – ich weiß es nicht. Alles bereitet uns Freude. Wir wissen es nun zu schätzen und lernen sicher viel, viel mehr und leichter! Ein solches Geschenk erhalten wir, während in unsern Nachbarländern in schrecklichem Kriegsgeschehen die Häuser und Menschen zugrunde gerichtet werden!

Kriegszeit

Da erwachsen außergewöhnliche Aufgaben. Wenige Menschen sind davon nicht betroffen. Wieviel mehr gilt es uns, den so reich Beschenkten, unser Teil beizutragen, unsern Dank zu beweisen. So werden unsere Aufgaben vielseitiger.

Kinder blicken daheim still horchend auf die Erwachsenen, wenn diese ihre Ängste, Erlebnisse und Zeitungsberichte besprechen und kommentieren. Wohl verstehen sie nicht alles, drehen es um so mehr in ihren Köpfchen. Endlich werden sie vom fernen

Kanonendonner und von nächtlichem Bombergerbrumm erschreckt. So kommen sie in die Schule, bringen Angst und Unruhe mit sich und sollen ruhig arbeiten. Was haben wir Lehrer da zu tun?

Eines Morgens klagt mir ein neunjähriger Knabe: «Ach, wären wir doch nie geboren!» Man spürt, daß es ihm bitter ernst ist. Wer würde da nicht den Stundenplan beiseite schieben und versuchen, zu klären und zu helfen! Bald zeigt es sich, daß die Umgebung der Kinder durchsetzt ist von Kriegsangst, Angst vor Hunger, vor Entbehrung, vor Not jeglicher Art. Diese Angst bemächtigt sich der jungen Menschen. Wie helfen? Was gibt Trost und Licht, daß ein hoffnungsvolles Vorwärtsschreiten möglich wird? Gemeinsam suchen wir nach Hilfe. Die ganze Klasse ist dabei, fühlt mit, erlebt mit. Das Ergebnis: Ein Mädchen holt tief Atem und ruft: «He, ja, es kann uns gar nichts geschehen, als was Gott zuläßt, und ihm wollen wir doch vertrauen und gehorchen. Da brauchen wir uns also nicht zu scheuen und zu fürchten vor Leiden!» Auch ganz praktische Arbeit wird von uns verlangt. Nach und nach wird die Milch knapper. Uns wird vom Frauenverein das nötige Geschirr zur Verfügung gestellt. Frauen der Nachbarschaft kochen die Milch, und wir dürfen sie in der Pause den Kindern ausschütten. So haben alle eine zusätzliche Nahrung. Inmitten der Schar trinkt manches Kind freudig seine Milch, wenn es sie auch daheim «nicht gut» findet und verschmählt.

Eine Frau bittet uns, auf ihrem Acker die vielen Ähren zu sammeln, die sie sonst unterpflügen müßten, weil die Arbeitskräfte fehlen. Was tun? Das Brot ist rationiert, wird vielleicht noch sehr knapp und hier soll es

in den Boden sinken und durch Keimen erst noch den Acker «verunreinigen»? Nein! Am Nachmittag ziehen wir aufs Feld und füllen Säcke mit dem kostbaren Gut. – Schon ist der Widerhall in uns erwacht, eine schwere Aufgabe gezeigt. Wie stellen wir uns zu diesem Aufruf? So viele Äcker sind und werden noch mit Ähren übersät. Wer nicht selber zu ernten hat, muß den Bauern zu Hilfe eilen, weil zu viele Männer an der Grenze stehen. Ährenleser sind keine da. Die Städter haben noch Brot genug und schonen ihren Rücken. Dürfen wir Brot verderben lassen, wenn schon so viel Not und Hunger in der Welt herrscht? Auf, ans Werk! Nicht gesäumt! Tag um Tag ziehen wir aus. Bald beginnen die Ferien und geben vermehrte Zeit für unsere Aufgabe. Schulkinder aller Klassen dürfen mit. Die Arbeitsstunden jedes Einzelnen werden gebucht. Alle kostbare Beute wird, nach Sorten getrennt, auf dem Estrich des Schulhauses ausgebreitet. Eifrig sind viele dabei, kräftig unterstützt von den Eltern, so läuft das Geschäft und gedeiht. Die Bauern sind dankbar für die gesäuberten Äcker und bieten uns oft noch ein Znüni an. Die Eltern der Kinder danken, daß die junge Schar gehütet ist und erst noch Aussicht auf Mehlezustupf besteht. Es stärkt den Kontakt zwischen Schule und Elternhaus. So sind wir über die Erntezeit beschäftigt. Zum Abschluß dürfen die Kinder eine Reise nach Basel machen und den Zoo besuchen. Stolz werden die Körner in die Mühle geführt, nachdem bei einem Bauern die Ähren gedroschen wurden. Noch stolzer werden aber die Mehlsäcklein der Mutter gebracht. Je nach Zahl der Arbeitsstunden sind sie leichter oder schwerer. Natürlich wird das nächste Jahr weitergesam-

melt. Von Jahr zu Jahr wächst die Ernte nach dem Anbauplan, damit wachsen auch unsere Arbeit und unsere Mehlsäcklein. Größere Familien mit vier bis fünf Kindern tragen ihren Sack nicht heim; bis neunzig Kilogramm haben sie verdient. Nach vier Jahren ergibt die Abrechnung der ganzen Aktion eine Menge von 2500 Kilo Mehl, das sonst verdorben wäre. Wohl fühle ich mich müde, aber beglückt. Das war den Aufwand wert. Es hat uns in mancher Beziehung gestärkt. Freilich haben wir weniger gerechnet und geschrieben. Im Winter muß noch tüchtig gearbeitet werden.

Noch werden andere Rufe wach. Auf allerlei Gebieten beginnt die Sammeltätigkeit, sei es auf Vorrat bei schwindenden Reserven oder bereits um Mangel zu beheben. Immer wieder wird die Schule eingespannt. Altwaren jeglicher Art werden gesucht. Eines Tages ziehen wir aus zur Entrümpelung des Waldes. Der Lehrer hält nicht mit. Seine wenigen Schüler reihen sich bei uns ein. «Frauenhilfsdienst»! Ja, hier ist die Frau erwünscht. Ein Bauer stellt mir einen Nachmittag Pferd und Wagen zur Verfügung, damit wir das Altmetall im Walde holen können. Einen schönen Haufen bringen wir ein. Der Erlös aller Altwaren gibt uns im Laufe der Kriegsjahre eine Bibliothek für die Unterschule. An Unterstützung bei all diesen Arbeiten fehlt es im Dorf nicht. Die Kinder sind begeistert dabei.

Schon dringt auch die Nachricht von Kindernot und Kinderelend an unser Ohr. Was ist natürlicher, als daß die behütete Jugend ihre Gespänlein von «draußen» in ihre Mitte zu nehmen beginnt. Das tut gut. Es weitet den Blick der Eltern und Kinder. Schade, daß man

nicht deutlicher zeigen kann, wo diese armen Kinder die letzten Jahre verbringen mußten. Manche Familie mußte weniger klagen und schimpfen über die Ungezogenheit der Pflinglinge.

In solchem Freizeitdienst fliegen die Jahre vorbei.

Es wird heller

Ein Sonnenstrahl trifft meinen Kollegen. Er hat seinen Platz gefunden. Nun wird er hoffentlich eine Bevölkerung antreffen, mit der er sich besser versteht. Mir hilft fürs erste eine pensionierte Lehrerin. Sie übernimmt die unteren drei Klassen. Gerne setze ich mich für ungewohnte Arbeit ein, wenn es nur endlich heller wird. Mit Stellvertretern geht es ein halbes Jahr. Schließlich tritt ein neuer Lehrer an, frisch weg vom Seminar. Mit seinem Kommen wird der Alltag für mich zum Sonntag! Ruhig, klar tritt er auf. Die Kinder gehorchen alle freudig seinem bestimmten Leiten. Eine Lehrkraft stützt sich auf die andere. Die Schüler wissen: Da gibt es nichts zu rütteln, nur zu gehorchen, auch außer dem Schulzimmer! Dienstbereit reichen wir uns die Hand und erleichtern uns so gegenseitig die Arbeit, verkürzen die Tage. Die folgenden Jahre bringen eine gemeinsame Arbeit, die besonders dankbar stimmt nach so viel Unangenehmem und Schwerem. Aber auch der beste Lehrer bekommt seine Schwierigkeiten, grad eben weil er Gutes fordert, Anforderungen stellt, welche die Eltern nicht verstehen, weil sie selber noch Erziehung brauchten, diese aber nicht annehmen. Wie

oft beneide ich den jungen Kollegen, wie er alles mit größter Ruhe hinnimmt. Er selber weiß es anders. Grad eben diese Ruhe braucht seine Nervenkraft auf, weil das Erleben doch verkraftet werden muß. So reift auch bei ihm der Entschluß, sein Lobhäusern zu verlassen, ob es ihm gleich hart und schwer fällt. Eine leichtere Schule tut seinen geplagten Nerven wohl. Wir gönnen es ihm.

Unsere Schülerzahl ist stark gewachsen, aber nun sinkt die «Lehrerzahl», schrumpft auf eins zusammen. Wir finden keinen Ersatz. Siebenundachtzig Schüler in acht Klassen für eine einzige Lehrkraft – wer hat Lust? Da aber folgt schönes Erleben: Treue Kolleginnen lassen mich nicht im Stich. Sie eilen stellvertretend zu Hilfe. Sie halten durch, bis der junge Mann sich findet, der erklärt: «Warum nur die leichten Stellen suchen? Wir sind doch jung und wollen arbeiten!» Ja, da wird es wieder leicht: einander die Hand reichen, Rücken decken, dabei offen und aufrichtig zueinander stehen! Da gäbe es eine ganze Liste von Menschen, die kurze und längere Zeit einspringen. Ihrer gedenke ich immer wieder in herzlicher Dankbarkeit.

Noch ein Mensch gehört in unsere Arbeitsgemeinschaft: die neue Arbeitslehrerin. Mit einem Blumenstrauß grüßt sie uns und ihre Vorgängerin bei ihrem Antritt. Entgegenkommen scheint Grundhaltung zu sein bei dieser Kollegin vom andern Fach. Ja, sie arbeitet und lebt mit uns. Auch da ein Handreichen und Helfen. Da erst fühle und weiß ich: die Arbeitslehrerin ist unsere Kollegin! Wieviel Freude und Kraft erwächst aus diesem Wissen. Fein, wenn junge Kräfte uns so unaufdringlich lehren und belehren. Das ist eine Art, die ich mir wohl etwas aneignen dürfte.

Auch der Abwart sucht Ersatz und findet ihn. Wieder eine Lösung, die Freude bringt. Jetzt ist es schön im Schulhaus – sauber, warm, freundlich. Sicher muß der Abwart von uns und unsern Schülern viel in Kauf nehmen, aber man spürt stets ein wohlwollendes Besorgen des Hauses, auch wenn wegen der starken Besetzung infolge Platzmangel das Putzen oft fast nachts geschehen muß. Ja, so ist es schön zu arbeiten. Wo der Abwart sich bemüht, das Haus zu besorgen, da hilft die Lehrerschaft gerne mit, hält Ordnung, daß es ihm nicht zu viel wird. Ihm, nicht bloß den Kindern und uns, gönnen wir den Fortschritt, der dem Schulhaus und seiner Einrichtung zuteil wird. Er ist auch stets bereit, unsern Pflanzen und Blumen einen freundlichen Blick zu schenken, wenn sie ihm auch oft ein Hindernis sind bei der Arbeit.

Ach – sollte

Müßte ich den Dorfbewohnern gehorchen, untertan sein, wäre wohl weder Schlaf noch sonstige Erholung möglich. Die Anforderungen wären zu vielseitig, nicht aus bösem Willen, sondern aus Kurzsichtigkeit. Ich bin in meiner großen Vierklassenschule wieder einmal auf dem Nullpunkt, sitze am Pult und lasse die Kinder schriftlich arbeiten. Meine Augen kontrollieren nicht einmal mehr die große Schrift der untersten Klassen, weil die Nerven für eine bis zwei Stunden den Dienst versagen. Natürlich merkt niemand etwas davon. Es klopf. Vor der Türe steht Frau Leu mit der

Bitte, ich möchte doch ihre beiden Buben, meine Schüler, zum Mittagessen mit mir nehmen und sie hüten, sie selber gehe in die Bergwiesen zum Heuen. Mit kurzen Worten, weil ich kaum des Sprechens fähig bin, weise ich sie zurück. Hartnäckig besteht sie auf ihrer Forderung. Auf meine Bemerkung, daß mir zu dem gar nicht gut sei, erklärt sie ganz energisch: «Sie haben ja nichts damit zu tun, Ihre Schwester ist ja da.» Solche Keckheit fehlte gerade noch. Mit einem scharfen «Nein, adiö!» verschwinde ich im Schulzimmer. Eine Mutter will mir ihre Kleine zu hüten bringen, damit sie freier an einer Beerdigung im Dorf teilnehmen kann. Der nächsten sollen wir die Kleinen in Obhut nehmen, weil sie den ganzen Tag Heidelbeeren suchen möchte. Ein junger Mann will uns für ein bis zwei Jahre sein künftiges Stiefkind in Pflege geben. Unerwartet erlebe ich wohl dies «sollte», wie ich einen Besuch an das Postauto begleite und plötzlich einen Säugling in den Armen halte! Eine aussteigende Frau legt ihn mir ohne Worte hin und verschwindet. Endlich kommt sie wieder mit ihrem Koffer, ohne Entschuldigung nimmt sie das Kleine wieder. Der Bräutigam erklärte dann, daß sie beide wohl früher hätten heiraten können, ehe das Kind kam, wenn sie nur gehnt hätten, daß ein Kleines unterwegs war! Eine hübsche Aufgabe zeigt mir Frau Küngelmeier: «Wir haben eine Beerenkultur, die, weil ziemlich abseits, die Kinder anlockt. Aber Sie können von Ihrem Zimmer aus wohl gut beobachten, wenn die Beeren gemäust werden. Wollen Sie bitte etwas beaufsichtigen, die Kinder gehorchen Ihnen ja so gut!» Also: Kindermädchen, Feldhüterin – und was gehört noch alles zu diesem «sollte» einer Dorfschullehrerin?

Vielleicht hat meine Nachfolgerin einmal Kraft und Lust, gleich neben der Schule noch ein Kinderheim und einen Securitasposten zu führen! Wohlan! Wir sind freiwillig und freudig bereit, verschiedenes anzupacken. Kommen die Menschen mit unberechtigten Forderungen, so ist die Bereitschaft gar bald in Abwehr verwandelt. Wo müßten wir Ruhe und Erholung finden, wenn wir uns so ganz in die Zange nehmen ließen! Wie bald würden die Anforderungen auf die Schule übergreifen, und ich müßte mit den Kindern auch die Aufgaben machen! Und doch ist es nötig, daß die Eltern gerade darin den Kontakt haben und so besser spüren, wo es dem Kinde fehlt.

Nicht vergessen will ich aber, daß auch hinter solchem Fordern ein Vertrauen der Bevölkerung liegt. Schließlich ist es ein Zutrauen, das in jedem neuen Ansuchen verborgen liegt. Man würde mir die Kinder in jeder Lage anvertrauen. Darf ich das nicht dankbar hinnehmen? Zwingt nicht das wiederum, treuer im Dienst zu stehen, dem Gärtner immer wieder zu Dank verpflichtet zu sein. Daneben braucht auch die Lehrerin ihre freie Zeit, ihre frische Luft.

Ferien

Die sind mir willkommen, nicht zum Nichtstun, aber um einen Ausgleich zu schaffen, der auch Erholung bedeutet, vielleicht mehr als ein Einstellen aller Arbeit. Der Blick wird weiter und freier, wenn er hie und da über das enge Dorf hinausprüht. Natürlich sind die

Ferien nicht für die Lehrer bestimmt, auch nicht eigentlich für die Kinder, sondern für die Eltern! Anfänglich sollte ich bei jedem trüben, regnerischen Tag das Schultor wieder öffnen, trotzdem die Ferien erst am Montag früh bei gutem Wetter ausgerufen werden, ja eben, wenn der Vater die Kinder zur Mithilfe braucht. Was bei solchem Betrieb in der Schule erreicht wird, ist kärglich. Immer gibt es Kinder, die fern bleiben unter dem Vorwand: «Ich wußte nicht, daß wir zur Schule sollten.» Gesammelt für den Unterricht sind sie auch nicht. Sie müssen ja immer nach Wolken und Sonne schielen. Solche Ferien ziehen sich zudem bei unbeständigem Wetter sehr in die Länge. Ich möchte sie in meiner Heimat verbringen. Das Reisen hin und her ist unmöglich. Also: am Kostort warten, bis es den Bauern genehm ist, mir die Kinder zu überlassen! Und das Kostgeld? Die Zeitverschwendung? Was tun? Ich mache diesen Tanz nicht mit, gehe heim und kehre nach Ablauf der Ferien zurück. Es wird genehmigt. Ein fortschrittliches Entgegenkommen! In der Woche vor Ostern erklärt die Schulpflege den Ostermontag als Schultag, weil kein Grund zum Feiern bestehe. Ich verbringe das Fest daheim im Geschwisterkreis und muß um 15 Uhr schon abreisen, um rechtzeitig wieder hier zu sein. Hart für uns alle! Am Montag strahlt die Sonne. Schon vor sieben Uhr steht der Vertreter der Behörde da mit der Nachricht: Bei dem schönen Wetter brauchen wir die Kinder, die Schule fällt aus! Fest beiße ich auf die Zähne. An Pfingsten wiederholt sich dieses Erleben. Jetzt ist es genug. Nie mehr frage ich nach diesen freien Tagen, sondern biete einfach nach diesen Festtagen die Kinder stets wieder auf Dienstag auf. Keine Behörde tadelt.

Schade, daß leicht Querköpfe gutes Spiel verderben: Einmal versichert man mir am Donnerstag, daß bei jeder Witterung am kommenden Montag die Ferien beginnen. Die Zeit ist so vorgerückt, daß der Betrieb eingestellt werden muß. Wer beschreibt meine Überraschung am Montag um halb acht Uhr? Ich sitze am Frühstück, bereit zur Abreise. Da kommt Bericht: Wetter zu schlecht, Schule weiterführen! – Ist das alles? Um sieben Uhr sollte normal die Schule beginnen, nun berichtet man um halb acht Uhr, und ich sollte erst noch im Dorf herum die Kinder zusammentrommeln – dann hier bleiben! Ich bedanke mich und reise ab. Niemals bekomme ich eine Reklamation.

Jetzt scheint aber doch das «Wetter» zu bessern. Ich darf jeden Sommer einmal meine Ferien in den Bergen verbringen. Das muß mit einer Kollegin verabredet werden. Tatsächlich erlaubt man mir, diese Tage jeweils schon im Frühjahr zu bestimmen. Sind wohl einsichtiger Bürger ans Steuer gekommen, oder spüren die Leute, daß ihre Lehrerin zur Arbeit auch frischer ist, wenn sie tüchtig Luft geschnappt hat? Ich nehme es dankbar und freudig an. Nicht jedes Nachbardorf kommt so nett entgegen. Eines Tages geschieht das Außerordentliche, daß ich meine Frühjahrsferien etwas früher, der Kollege im selben Jahr später wünscht, da beide eine außerordentliche Fahrt ins Ausland unternehmen möchten. Schlimm, solche Unordnung! Und doch, der Entscheid in der kleinen Gemeinde fällt an der Sitzung: Ja, wir gönnen es unsern Lehrkräften, auch einmal über die Grenzen hinaus zu kommen. Sie sollen nach ihrem Wunsche die Ferien ansetzen! Könnte ich's noch freundlicher wünschen?

Wenn der Streit nicht wäre!

Der ist leider im kleinen Dorfe rasch entbrannt. Wenn alle Leute es so ruhig nähmen wie Herr Gutersohn. Er hat ein strenges Handwerk, und seine Haare sind schon recht erbleicht. Er braucht die Ruhe und sitzt gerne am Sonntag gemütlich im Schatten. Seine rührige Ehefrau aber möchte doch das schöne Wetter auch an diesem ersten Wochentag ausnützen und steuert der Heuwiese zu. Ruhig läßt ihr Mann sie gewähren, hält aber nicht mit im unruhigen Mühen. Ihm ist wohlher im Schatten. Trotzdem zwingt seine Gattin ein Fuder wohlriechendes Heu vor die Scheune. Kein ungutes Wort vergiftet die Luft. Aber die Frau darf das Fuder allein in die Scheune schieben. Ihr Mann bleibt seinem Grundsatz treu: Sonntagsruhe stärkt für die ganze Woche! Mögen andere darauf verzichten, er will sich diese Kraft nicht entgehen lassen. Der Friede zwischen den beiden bleibt ungetrübt.

Nicht überall läßt man so die Meinung des andern gelten, sonst käme es nicht so rasch zum Aufbrennen. In der Schule üben wir mit den Kleinen das Grüßen. Also: «Res, was sagst du, wenn der Nachbar Bär bei euch vorbeigeht?»

Prompt lautet die Antwort: «Dann sage ich nichts, weil wir mit Bären Streit haben!»

So klingt es im Dorfleben. Wüßte man erst noch, welche Kleinigkeit diesem Schmollen den Anlaß gab! Dabei merkt man nicht, wie kindisch man sich damit gibt. Dort im untern Dorfteil geht es noch schlimmer zu und her. Da dürfen Bergers ja gar nicht mehr vom und zum Haus; der Anstößer behauptet, sein Land reiche bis an den Garten von Klosers, da geht kein Weg

durch! Das Bezirksamt muß auf dem Platz erscheinen, um Bergers das Heimkehren zu ermöglichen, den Weg freizugeben.

Was braucht es erst, wenn die elektrische Zuleitung zum neuen Haus über die Stangen in Nachbars Garten führen soll! Fünfmal versammelt sich die zuständige Kommission, bis sie das erforderliche Ja hört. Heimgekehrt wartet ihrer schon wieder die schriftliche Ablehnung. Es heißt also, die Verhandlungen von vorne anfangen. Das stärkt die Einigkeit im Dorfe nicht.

Schade, wenn solche Streitigkeiten auch in der Behörde Boden finden! Dann spielen bei kleinen Meinungsverschiedenheiten bald auch private Interessen, eigene Pläne, persönlicher Geltungstrieb mit hinein und werden zähe verfochten. Wohl komme ich dann gut weg, indem ich abseits stehe. Aber freuen kann ich mich nicht ob solcher Händel. Geht es gar um eine gemeinsame Aktion, reiben sie sich heiß und wund und können auf Jahre hinaus dem Frieden wehren. Man hört ja viel von «Klatsch» der Nachbarinnen. Mir will aber scheinen, daß es oft unter den Männern schlimmer ist, weil sie dann derb werden, und eben die Führung des Dorfes mit all seinen Angelegenheiten darunter leiden muß. Man stellt nicht mehr die Fähigkeit eines Mannes voran, sondern irgendwelche Nebeninteressen.

Die Männer

Sie spielen oft eine seltsame Rolle im kleinen Dorf! Wo das «gute Holz» manchmal rar ist, da tut es mir doppelt leid, weil da viel fruchtbare Arbeit behindert, wenn nicht gar unmöglich gemacht wird, wo man so kleinlich ist. Man will seine Geltung um so mehr zeigen, je weniger sie begründet ist. Man läßt sich für Ämter wählen, denen man gar nicht gewachsen ist. Aber dem andern muß doch der Sitz verwehrt sein. Und es geht ja gar nicht um Tüchtigkeit, sondern um Familie, um Partei, um was weiß ich für Nebensächlichkeiten. Das Amt selber ist nicht so wichtig. Öffne nur einmal Auge und Ohr an einer Sitzung!

Da ruft der Vorsitzende belustigt: «He, Schläfli, nicht schlafen, es ist interessant!» Wird nach Jahren diesem Herrn Schläfli am Grab zu wenig Ehre erwiesen, so ist die Familie beleidigt, weil er «doch früher in der Behörde war». Ob schlafend oder beratend, spielt keine Rolle. Und was hätte er lernen können, wenn er wach dabei gewesen wäre! Da liest ein Aktuar ein Schriftstück vor, nimmt alle Kraft zusammen, die schweren Wörter nicht gar stockend vorzulegen. So kann er unmöglich den Sinn auch noch einfangen. Das sollen die andern besorgen. Was tut's denn, ob Statue oder Statute, es klingt ja fast gleich. Zudem, die Leistung ist die Hauptsache, nicht der Inhalt! Er schwitzt ja schon genug. Gut, ist das Schreiben nicht zu lang! Der Vorsitzende fühlt mit. Teilnehmend, wohlwollend, lächelnd meint er: «Es hat auch gar schwere Wörter!» Da sitzen Menschen, die drum wissen, wie schwer es oft hält, bis ein Mensch lesen und schreiben kann. Ich sollte mein Patent erneuern lassen für weitere sechs

Jahre. Dafür benötige ich ein Zeugnis der Schulpflege. Das ist dem Aktuar eine bittere Pille. Nach einigen Tagen kommt er verlegen: «Ich weiß nicht, was ich schreiben soll, habe die Vorgänger befragt, doch können sie mir nicht raten.» In einem einzigen Satz gebe ich ihm die Empfehlung für mein weiteres Wirken, so wie er es am einfachsten schreiben könnte. Voll Wohlwollen erweitert er es, weil ich natürlich zu wenig gerühmt habe. Aber wehe, wenn einmal der Präsident die Stempel braucht, um in Abwesenheit des Aktuars ein dringendes Schriftstück zu bestätigen! «Nein, das ist doch einzig und allein meine Aufgabe!»

In dieser kleinen Gemeinde muß ich oft ein Schreiben selber verfassen und dann unterschreiben lassen, damit rasch und richtig gehandelt wird. Bis ich genügend erklärt hätte, wäre viel mehr Zeit verstrichen. Dürfen wir es auf die Männer schieben? Wäre es besser, wenn die Frauen die Ämter führen müßten? Ob eine Frau sich zurückziehen würde, wenn bessere Kräfte sich zeigten? Oder sind wir alle mehr oder weniger jener Frau verwandt, die mir in ihrer gemachten Bescheidenheit erklärt: «Ich denke immer, alle Leute haben ihre Fehler – und ich am meisten!» Gleich darauf klagt sie über ihre Kinder und kommt zum Schluß: «Mag sich zeigen bei ihnen, was immer mag, ich habe ein gutes Gewissen, von mir hat keines was Böses geerbt!» Ach so! Kommt denn alles Ungute vom Vater? Nein, es geht um die Persönlichkeit. Weil der Mann mehr im öffentlichen Leben steht, macht er sich auch um so mehr lächerlich, wenn er dem Amt nicht gewachsen ist.

Wichtig ist auch Herr Bammert, der in verschiedenen Ämtern sitzt und energisch erklärt, das gehe nicht

so weiter, er mache nicht mehr mit, er trete zurück, und so und hin und wieder und er lasse sich das nicht bieten, und so und hin und wieder und er komme an keine Sitzung mehr! Wirklich bleibt er einige Zeit fern, ist dann aber schwer beleidigt, als er bei der nächsten Wahl wegfällt. Nun schimpft er auf alles. Niemand kann ihm etwas recht machen.

Auch in den Familien treffen wir diese Männer, die versagen und sich doch für stark und unersetzlich halten. Da gelangen sie an Schule und Behörde, weil ihre neun- bis zwölfjährigen Sprößlinge am Sonntagnachmittag nicht daheim bleiben wollen, sondern vorziehen, die Zeit dort zu verbringen, wo sie Ungutes lernen. Einer, der eben fremden Kindern scharf den Meister zu zeigen drohte, verlangt, daß Schule und Schulpflege dafür sorgen, daß sein Söhnchen daheim sitzt. Da soll man die Gefahren wegräumen. Arme schwache Vertreter des starken Geschlechts!

Auch dort zeigen sie ihre Schwäche, wo die Wirtin gar zu freundlich ist. Und wie steht es dort, wo meinem Kollegen von heute auf morgen die Schule gesperrt wurde? Ich soll aufräumen. Am Vorabend sollte ich die Schlüssel haben, um mich richtig auf die Schule vorbereiten zu können. Weder Präsident noch Aktuar, der sich so zielbewußt und fest für Recht und Ordnung eingesetzt hat, wagen die Schlüssel zu holen. Die kleine Kollegin selber muß beim abgesetzten Kameraden und seiner lebenswürdigen Kostgeberin anklopfen und die gewünschten Dinger holen. Harte Nuß! Aber sie wird geknackt!

Glücklich sind wir, daß wir auch charakterfeste, einsatzbereite und zugleich tüchtige und weitblickende Männer haben, die sich nicht nach dem Winde drehen.

Freilich, sie müssen oft hart her. Man ladet ihnen viel auf, und dazu packen sie auch selber an, wo's nötig ist. Sie scheuen sich nicht, Schimpf und Ärger auf sich zu nehmen. Sie verkraften viel in aller Stille. Es ist ein Geschenk, eben diese starken Kräfte hinter sich zu haben. Immer nötiger werden sie. Wo in der Familie Vaters Wort noch aus Achtung gilt, nicht mit Gewalt, da ist es eine Freude, die Kinder heranwachsen zu sehen. Schade um jede Familie, in der die Eltern das Zepter nicht zu führen wagen, weil sie dazu nicht taugen. Sie legen es anders aus: Sie sind die modernen Eltern, die der Jugend etwas gönnen, weil sie sie verstehen. Der Traum endigt aber dort, wo in Ohnmacht die Eltern den kürzeren ziehen und später allein stehen. Wenn möglich fällen sie dann das Urteil über die versagende Schule. Familien, die geschlossen als solche leben und arbeiten, den Sonntag heiligen, sich Ferien gönnen und das Jahr durch nicht jedem Vergnügen nachlaufen, sind in unserem Dorf zu zählen.

Inspektoren

haben wir auch noch. Sie bieten viel Abwechslung als verschiedene Persönlichkeiten. Die einen bringen Mißtrauen, die meisten aber Freude ins Schulzimmer. Einer glaubt, am Examen beim «schönen Teil» sein Mißtrauen bekunden zu müssen, ob denn auch alle Schüler die Gedichte können, oder ob jeder das seine gelernt habe. Er schreitet durch die Reihen und erkundigt sich bei den Kindern nach «ihrem» Gedicht.

Ich weiß wohl, daß die Inspektoren oft allen Grund zu Mißtrauen haben und wohl hinter die Kulissen gucken dürfen. Das Gedicht aber hat doch eine besondere Stellung bei Schülern und Gästen. Es ist zur Freude aller da. Natürlich werden das Jahr hindurch auch die Mühsamen geplagt. Auch sie müssen die Gedichte lernen und können. Wie schwer haben sie oft, bis es klappt! Sollen sie nun gar am Examen mit ihrem Gestagel sich blamieren und die Gäste langweilen? Wem wäre damit gedient? Am Ende könnte der Knirps das mühsam Erlernte vor den vielen Leuten kaum, weil diese schon allein durch ihre Gegenwart und erst recht dann durch ihr Lachen verwirren. Und er hat doch mehr daran gearbeitet als der Beste der Klasse. Wenn der Inspektor im Laufe des Jahres im Schulbetrieb oder auch in der Person des Lehrers, nicht herausspürt, ob er vertrauen darf – wenn er das offene Visier nicht anders erkennen kann, dann taugt er ohnehin nicht zum Inspektor, zumal wenn er selber ehemaliger Lehrer ist!

Ein anderer Inspektor, ebenfalls aus Lehrerkreisen, faßt es anders an. Er traut dem Menschen, und wo ein Lehrer böse versagt, hilft er ihm, den Weg zu guter Arbeit zu finden. Das hindert ihn nicht an offener Kritik am Examen. Er führt sie aber taktvoll und fein, daß Schüler und Eltern nicht vor den Kopf gestoßen werden und die Arbeit des Lehrers nicht untergraben wird. So rühmt er eines Tages meine alltägliche Pflichterfüllung ganz außergewöhnlich, wenn auch sachlich und wahr. Ich wehre mich dagegen und möchte ob solcher selbstverständlicher Arbeit kein Aufheben machen. Was kommt an den Tag? Mein Kollege hat meine Schulführung beim Inspektor angeprangert, um

sich herauszuputzen und ins gute Licht zu stellen. Dieser erkennt die Schliche, die dem andern in die Schuhe schieben, was man selber versäumt. Das besondere Lob bringt die Angelegenheit ins rechte Geleise. Der Kollege wird sehr empfindlich getroffen, bleibt aber vor den Schülern und der Gemeinde getarnt. Die Wirkung ist prima!

Daß ein Inspektor, der selber Bücher gelesen, eine Ahnung von Druckfehlern hat, dürfen wir wohl annehmen. Wie fällt es ihm denn ein, die Lehrerin vor den Schülern zu fragen: «Fräulein, wie schreibt man dies Wort? Was gibt 7+8? Warum sind diese Dinge nicht als falsch vermerkt?» Solche Menschen kann man doch als Vorgesetzte nicht ernst nehmen. Da geht es nicht um die Schule, sondern um persönliche Geltung des Herrn Inspektors!

Ein ganz wichtiger Herr Doktor tritt eines Tages als vertretender Inspektor ins Schulzimmer. «Na, sprich doch mal schriftdeutsch!» herrscht er bald mit perfektem Akzent einen meiner kleinsten, ungehobelten Dorfbuben an. Am liebsten hätte ich die beiden geknipst, es ist zu drollig. Diese Erhabenheit und meine kleinen Bengel passen so wenig zusammen. – Wir halten Singstunde, und da hat es lustige Brummer. Oha, die werden zum Schweigen verurteilt. «Bitte, Herr Inspektor, wo sollen diese denn singen lernen? Wir sind doch Unterschüler, hier soll manchen Kindern erst das Türlein geöffnet werden zu Gesang und Freude!» Alle Einwände sind umsonst. Die Brummbässe müssen verstummen und warten, bis der Inspektor weg ist!

Ein neuer Vertreter der Obrigkeit bringt stets Sonne und Freude ins Schulzimmer, und schenkt viel An-

erkennung. Endlich folgt ein Jahr, das durch Lehrerwechsel, Aushilfen, Aushilfe im Lehrkörper gegenseitig gestört wird. Ich bin bald in der Oberschule, bald bei meinen Kleinen, je nach der gefundenen Vertretung. Am Examen verlangt der Inspektor von mir eine Wiederholungslektion in Biblischer Geschichte. Ich verweigere eine unvorbereitete Bibellektion, dazu ein «Vorführen» der Leidensgeschichte Jesu. «Das können Sie im wöchentlichen Unterricht kontrollieren.» Wie lehrte man uns im Seminar? Da hieß es: Für die Biblische Geschichte müssen wir die Kinder allein haben, mit ihnen ungestört sein. Und nun gar am Examen vor all den vielen Besuchern! Gerne hab ich's lustig für die Gäste, so daß sie hineinblicken können in die Gedankenwelt des Kindes. In der Biblischen Geschichte ertrage ich nicht, daß ein ungeschickter Ausdruck die Menge der Gäste auflachen, die Kinder verwirren und den Gedankengang stören läßt. Zudem habe ich dem vertretenden Lehrer an der Oberschule, dessen Gemüt umdunkelt ist, und der sich vor solcher Lektion fürchtete, versichert: Das kommt bei uns nicht vor, und ich würde es verweigern. Also ist mein Weg gewiesen. Der Inspektor fährt ob meiner Weigerung auf, wird sehr böse. Er erträgt keinen Widerspruch. Im Zorn verschmäht er sogar das gemeinsame Mittagmahl mit der Schulpflege. Sein Befund über meine Schule ist plötzlich ganz anders: er zeigt nur noch das Negative, Unzulängliche, das Gute verschweigt er, bis endlich nach zwei bis drei Jahren auch in ihm das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. Vielleicht versteht er jetzt, daß die Biblische Geschichte eine besondere Behandlung verdient und rechtfertigt. Im ganzen gesehen sind die Inspektoren wie die Be-

hören stets gerne zur Anerkennung bereit. Ich für mich sähe sie gerne straffer. Auf diesbezügliche Bemerkung lautet die Antwort: Die meisten Lehrer brauchen keinen Inspektor, weil sie zielbewußt und pflichtgetreu ihre Arbeit tun. Wo das nicht geschieht, ist wegen Unfähigkeit wenig Aussicht auf Änderung des Kurses.

Ich bin auch für die Inspektoren dankbar. Betrachten wir uns bloß nicht mit scheelen Augen, sondern reichen wir uns die Hand! Dann wird auch hier reichlich fördernde Arbeit geleistet. Sie sind uns auch ein Schutz gegen ungerechte Angriffe.

Unsere schwachen Schüler

Sie sind in einer gewöhnlichen Vierklassenschule eine starke Belastung. Wenn ich auch dankbar bin, daß die allgemeine Abteilung immer wieder mittragen darf und muß, so ist doch heute die Anforderung so gestellt, daß weder die Lehrkraft, noch die Schwachen zu ihrem Recht kommen. Das will oft bedrücken. Wir haben Kinder, die wohl noch folgen könnten, wenn sie genügend betreut würden. Aber da ist ja die andere Abteilung, jene Schüler, die ein Recht haben auf tüchtige Ausbildung, und die ohnehin kurz gehalten werden. In dieser großen Doppelaufgabe steht die Lehrkraft und müht sich, ihr Möglichstes zu tun. Es geht nicht darum, daß die Leute die Bemühungen sehen und verstehen. Was mich am meisten bedrückt, ist das Versagen dem schwachen Kinde gegenüber. Daß

ich mit den Eltern spreche, mit ihnen beraten möchte, ist selbstverständlich. Wenn ich mich von unfähigen Eltern zu einem unrichtigen Behandeln hinführen lasse, tut es mir leid. Nicht tragisch nehme ich es, wenn ein Vater beleidigt ist und nicht mit sich reden läßt. Das kann mich nicht plagen. Es geht einfach um das Erfüllen der Pflicht. Einen breiten Buckel muß man haben in unserem Beruf. Es ist mir klar, daß die Eltern oft gar nicht die Unfähigkeit ihres Kindes erkennen können. Sie vergleichen die Arbeiten nicht mit denjenigen der ganzen Klasse. Zudem sind sie oft selber sehr schlechte Schreiber, Rechtschreiber, Rechner. Wie könnten sie denn die Fehler bei ihren Kindern sehen? Ein Vater, der nicht alle Klassen durchlaufen konnte, kann heute nach dem Urteil seiner Gattin fehlerfrei schreiben. Daß der Bub aber eine so schlechte Note im Sprachfach haben soll, begreifen die Eltern einfach nicht. Verwundern wir uns? Nehmen wir es gar übel? Nein, das verzeihen wir gerne.

Res hat unheimlich viele Rechnungen falsch. Daheim hilft ihm die Mutter, wenn auch nach ganz anderer Methode. Eines Tages bekennt er mir frei, einen Spickzettel verwendet zu haben. Wie klingt es aus? – Dem Vater erklärt der Junge: «Es ist ja gar nicht wahr, aber die Lehrerin hätte es doch nicht geglaubt, darum sagte ich es so.»

Der Vater klärt nicht weiter, glaubt seinem Söhnchen und bringt seinen Tadel der Lehrerin. Er fügt bei: «Ihnen fehlt halt der pädagogische Lehrsatz, darum kommen meine Kinder nicht weiter!» Auf meine Frage nach diesem pädagogischen Lehrsatz lautet die selbstbewußte Antwort: «Erziehung der Seele.» Ich will nicht schildern, wie in jener Familie die Er-

ziehung der Seele gepflegt wird, sondern fange den Vorwurf einfach still auf.

Ja, ich weiß um diesen «pädagogischen Lehrsatz», ich weiß um die Erziehung der Seele; sie ist mir ein ernstes Anliegen, um so größer empfinde ich mein Versagen. Michel ist sehr schwach, im Rechnen besonders, so daß ich vorläufig tun will, was ihm möglich ist, so daß die Freude erwacht. Das Rechnen spare ich auf später. Die Mutter erklärt immer wieder: «Er hat nur einen harten Trotzkopf!» Ich will ihn langsam nachnehmen. Der Vater will ihn sitzen lassen, die Mutter drängt vorwärts. Daß ich schwach werde und zu hart bin mit dem Buben, ist ein schlimmes Versagen, das gar nicht entschuldigt werden kann. Wieder ein grobes Wasserschob für das Gärtnermesser!

Hart ist es ja für Eltern, wenn die Kinder nicht recht nachkommen, und erst wenn eins nach dem andern mit gleicher Not kämpft. Glücklicherweise gibt es hier viele Eltern, die durch ihr Vertrauen mithelfen. Eine Mutter will ihren Ältesten sogar sitzen lassen, und ich finde es gar nicht nötig, auch nur eine Klasse zu wiederholen. Er durchläuft auch alle Klassen gut. Oft bringt nur der Anfang Schwierigkeiten. Reden Eltern und Lehrkraft miteinander, so wächst auch die Einsicht, daß man die Lehrer entlasten sollte, wenigstens so weit, daß sie sich den Schwachen mehr widmen könnten. Es fehlt oft nicht so sehr an der Zeit, als an der nötigen Spannkraft, bei Abteilungen mit vier Klassen ganz besonders. Man ist am Schluß der Schule so erledigt, daß nicht mehr viel Gutes erreicht wird. Wenn die Eltern die offene Türe der Schule sehen und eine Aussprache wünschen, so ist die Lehrerin gerne bereit. Was hinten herum getratscht und verdreht ge-

plaudert wird, weil ja die Kinder gerne das Wasser auf ihre Mühlen leiten, das kann uns weder ärgern noch bemühen. Dieses Wasser soll fließen, wo ihm der Weg offen ist. Jene Eltern, die das Gute ihrer Kinder suchen, werden es in der Zusammenarbeit finden.

Junge Rößlein

lieben einen strammen Kutscher! So muß ich von einem Ehemaligen hören, und ich bin versucht, es als Schmeichelei zu werten, obwohl der junge Mann schon etwelche Reife erlangt hat. So suche ich denn in meinen Erinnerungen, wo sich der Satz bestätigt.

Gretli dankt mir beim Verlassen der Unterschule für meine Mühe, obwohl ich es oft so derb angefaßt habe. Ich schaue ihm fest in die Augen: «Jä, Gretli, und die Strenge, die bösen Strafen?»

Es hält meinen Blick aus und meint: «Das war auch recht!»

Sein Bruder bringt mir nach scharfer Zurechtweisung und Nachsitzen eine Schale voll prächtigster Kirschen. Offenen Blickes überreicht er sie mir. Ich spreche mit der Mutter und höre, daß weder Groll noch Umstimmungswille zu finden sei. Der Junge habe das schon lange vorher geplant.

An der Oberschule sind oft Vertretungen und Wechsel der Lehrkraft nötig. Einmal ist das Zepter streng, einmal allzu locker gehandhabt. In einer solchen Situation höre ich die Achtkläßler zu den ganz Kleinen sagen: «Wir kämen lieber wieder mit euch!» Die Gro-

Ben fühlen sich doch erhaben über die Unterschule, über die Erstkläßler besonders. Kann das denn aufrichtig gemeint sein? Es scheint doch.

Ich bin oft unbefriedigt ob meiner strengen Schulmeisterei! So muß ich nach solch «bösem» Schulschluß manchmal noch einen Augenblick mit meinen Schülern in Ruhe sprechen, den Grund solch räßen Tones suchen. Wir finden so den Weg zu besserem Wollen, die Schüler und die Lehrerin! Es ist bezeichnend, wenn eines Tages um elf Uhr ein Knirps sich meldet und ganz erstaunt festhält: «Heute haben Sie uns gar nie gescholten!»

Worin liegt solcher Friede? Ich darf den Kindern sagen: «Ihr seid auch alle an diesem ersten Tag nach den Ferien mit so freudigen Gesichtern angetreten.» Jetzt findet der eine, er hätte lieber keine Ferien, – der wilde Kleine, der sich so fest zusammennimmt!

Muß ich es denn doch glauben, das mit dem «strammen Kutscher»? Wirklich, die Freude, in die Oberschule zu steigen, ist dann am größten, wenn dort ein strammer Kutscher die Zügel führt!

Glaubensgenossen!

Wir kennen das Wort: «Wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mein Bruder, Schwester und Mutter!» Etwas in dieser Richtung verspüre ich hier in meinem abgelegenen Winkel. Ich gehe zum Pfarrer des Ortes, um ihm mein Anliegen zu bringen. «Die Kinder leirnen in der Schule die Gebete so sehr

gedankenlos. Wären es reformierte Kinder, ich hätte den Weg gewußt. Nun erzählt mir eine katholische Lehrerin, daß sie mit ihren Schülern ein freies Beten übt. Ich möchte es auch wagen, aber der Herr Pfarrer soll es vorher wissen.» Und er bringt mir Verständnis entgegen und unterstützt mich. Das ist wieder einmal ein Zeichen des Vertrauens, wie es wohl nicht überall verspürt wird. So dürfen wir es halten und uns freuen am guten Verstehen. So hält es auch der Nachfolger, der junge Pfarrherr.

Natürlich gibt es auch lustige Erlebnisse. Meine Schüler haben mir nach den Ferien zu wiederholen, was in der Biblischen Geschichte zuletzt behandelt wurde. Ein Kind berichtet: «Der Mann am Kreuz, der keine Religion hatte, verspottete den Heiland.» Ich möchte den Ausdruck «keine Religion» erklärt haben. Prompt meldet ein Viertkläßler: «Er isch refemiert gsy.» Das entspringt dem Fremden, dem Andern, das dem Kinde nicht anzukreiden ist und auch nicht so gelehrt wird. Wir nehmen es einfach von der lustigen Seite!

Gemeinsame Stunden, Mithalten bei verschiedenen Veranstaltungen, zeigt wohl die andere Denkart des Dorfes, aber läßt mich doch etwas spüren von gemeinsamem Wollen des Guten, des Gehorsams vor Gott. Anders ist es, wenn Menschen sich bei mir als Glaubensgenossen vorstellen, weil sie zur gleichen Kirche gehören, obgleich sie sich dort nie blicken lassen und sich scheinbar auch gar nicht bemühen, in ihrem Leben etwas von diesem Glauben zur Tat werden zu lassen. Vielleicht wollen sie noch den guten Schein wahren, oder gar Schlimmes zudecken.

Da und dort im Tal höre ich anfangs die Bemerkung: Die wird auch noch katholisch! Eine Kollegin sagt

es mir auch offen, weil sie denkt, daß Glaubende doch unfehlbar in ihrer Kirche Einzug halten müssen! Später schämt sie sich und meint: «Wenn mir jemand solches zumuten würde, verachtete ich den Menschen und würdigte ihn keines Blickes mehr. Ich darf Ihnen nicht mehr begegnen!» Dabei hat sie mir doch nur das gewünscht, was ihr das köstlichste Gut bedeutet. Ich finde immer wieder Menschen, mit denen ein gutes Zusammenarbeiten möglich ist, weil wir uns bemühen, dem gleichen Herrn zu dienen – hier eine Stellvertreterin, die mit mir kämpft um das Wohl der Schule, dort der Herr Pfarrer, mit dem eine Aktion zur Verbreitung des Neuen Testaments im Dorf möglich ist. Ich freue mich herzlich, mitzuhaltend, wo der alte Pfarrherr, der mir so viel Vertrauen geschenkt und Freundlichkeit erwiesen hat, nun verabschiedet wird, – wo ein neuer Pfarrer eingesetzt wird, – wo ein junger Mensch als Jesuitenpater sein «Leben» sucht. Es ist mir eine große Freude, daß wir ohne Zwickigkeiten in religiösen Belangen zusammenarbeiten dürfen an der Jugend. Eines läßt das andere seinen Weg nach bester Überzeugung gehen. Wohl sehen wir Versagen, aber nicht bloß beim andern, sondern auf beiden Seiten, und sind dankbar, daß wir es Gott hinlegen dürfen. Wo wären wir, wenn wir nicht auf seine Vergebung hoffen dürften! Ich bin immer neu dankbar, daß wir in unserer Grundhaltung in der Arbeit nicht das Verdienen der Seligkeit, sondern den Dank für die Gnadengabe unseres Herrn Christus kennen dürfen. Es ist so viel schöner, unser Leben als Dank zu führen, als stets im Kampf des Verdienens zu stehen. Möchten wir mehr und mehr lernen, das Leben ganz als Dankopfer hinzulegen. Es würde nur reicher.

Ein neues Schulhaus!

Die Schülerzahl steigt und steigt. Wir müssen bald eine dritte Lehrkraft suchen. Wir rechnen nach, prüfen die zu erwartenden Jahrgänge und sehen: Das Maximum ist in Kürze erreicht. Der Platz im Schulzimmer ist so eng, daß bald die Lehrerin das Zimmer verlassen muß, damit alle Schüler Platz finden! Für eine dritte Lehrkraft und für die Arbeitsschule ist kein Raum. Also wird geplant; Aber o weh! Da wird das friedliche Dorf zum Kriegsschauplatz. Bald tauchen die kalten Rechner auf und finden, daß noch in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts für fünfundzwanzigtausend Franken ein Schulhaus erstellt werden kann! Sie planen und rechnen und sparen und werfen alles zum Abfall, was die Behörde vertritt. Auf eigene Rechnung wird geplant; aber die errechneten Kosten steigen von Woche zu Woche und haben längst die doppelte Höhe erreicht. Plötzlich merkt man, daß andere vielleicht doch auch rechnen konnten, vom rechten Augenmaß nicht zu reden. Nun weiß man auch, daß wir ein rechtes Schulhaus nicht allein bezahlen müssen, sondern daß finanzschwachen Gemeinden tüchtig unter die Arme gegriffen wird. Also beginnt das Planen erst recht. Jetzt darf es wohl teuer werden! Gut, daß auch Männer da sind, die klar und zielbewußt das Steuer führen! Es wird gebaut: schön, modern, aber trotzdem bescheiden. Unser Schulhaus ist ein Kleinod. Schade, daß das nicht möglich wurde ohne Zwist, ohne gegenseitiges Mißtrauen! Aber eben, die Geltung! Wie wird das erst werden bei der Einweihung!

Der Bürgerbrief

Vor mir liegt er, ein Geschenk meines Dorfes, dazu die mündliche Erklärung des Gemeindeammanns: «Es soll der Beweis sein, daß es uns ernst ist mit der Gleichberechtigung – mit dem Wunsch, Andersgläubigen soll es wohl sein bei uns.» So nimmt mich die Gemeinde in ihre Mitte, mir ganz unerwartet, ganz überraschend. Wohl wurde manche Verleihung von Ehrenbürgerrecht an langjährige Lehrkräfte verkündet, doch daß dies hier geschehe, wo mir so oft schien, wir lebten in zwei Welten, daß zur ersten Ehrenbürgerin ausgerechnet eine Andersgläubige erkoren würde, dazu eine mit recht hartem Schädel, eine eigenwillige Lehrerin, die einzige Abstinentin des Ortes, die sich so sehr dem Dorfleben fern hielt, das ehrt die Gemeinde.

Nun darf ich mich mit Recht neben alle diese Menschen stellen, neben jenen «bessern Lehrer» – neben jene Arbeitslehrerin – neben den kurzabfertigen «Telephonisten» – neben sie alle, die mich so vertrauensvoll aufgenommen – neben meine Schüler, die zu Männern und Frauen herangewachsen sind. Neben sie, ja, ob sie auch noch so oft versagt haben. Habe ich es nicht auch? War ich so weitherzig und vertrauensvoll? Darf ich nicht doch anerkennen, daß «er der bessere Lehrer» war? Hat er wohl die Kinder so hart und unerbittlich angefaßt? War ich nicht oft wortkarg, befehlend, unpersönlich im Verkehr mit Großen und Kleinen? Wohl klingt das Wort vom Bürgerrecht hinaus durch die Presse. Recht weit herum vernimmt man die Kunde und schickt manchen Glückwunsch. Das vom Versagen, von Härte und Strenge, das verschweigen sie, meine lieben Leute zu Lobhäusern.

Meine Schüler, was lernten sie?

Ich möchte mir Rechenschaft geben. Da steht vor mir einer, bereits Vater einer Kinderschar, die zum Teil der Schule entwachsen ist. Ich muß vernehmen, daß er im Nachbardorf Radau gemacht, bis die Polizei ihn für die Nacht versorgt hat. Es braucht aber Gummiknüppel und gar eine Spritze, wenn nicht das ganze Dorf über Nachtlärm klagen soll. Am Morgen sucht ihn seine Frau, die nun die Adresse bekommt. Als Handwerker ist er in seinem Fach sehr tüchtig, in guter Stellung, aber seiner Gelüste nicht Herr.

Ein weiterer Ehemaliger mußte unter polizeilichem Geleite zu Vaters Beerdigung kommen. Auch seine Laufbahn begann im kleinen im Anfang seiner Schulzeit.

Kürzlich meldet sich eine Frau Keck bei mir telephonisch für einen dringenden Besuch am Nachmittag an. Die mir Unbekannte stellt sich als Gattin meines ehemaligen Schülers Berni vor. Nun bin ich im Bild. Sie muß unbedingt heute mit mir sprechen. Ihr Mann konnte seinerzeit die Lehre nicht fertigmachen, «weil die Finger zu sehr in die Länge wuchsen». Die Frau kommt. Wo fehlt's? Ihr Ältester muß am gleichen Tag eine Summe hinlegen, wenn er nicht mit dem Gericht in Konflikt kommen soll. Da erinnert man sich an die Lehrerin des Vaters; die soll aushelfen! – Danke!

Einer meiner ersten Schüler geht mit viel Idealismus durch das Leben, läßt sich aber von seiner Eigenart so weit bestimmen, daß Frau und Kinder nicht mit ihm Schritt halten konnten und ihre Wege sich trennten. Wir sollten ihn einmal zusammen aufsuchen in seiner alten Hütte im einsamen Gelände bei seinen Pflan-

zen, Tieren und Büchern. Wir staunen, was er alles durchstudiert hat an Geologischem, Botanischem und so weiter. Wir wundern uns über sein Wissen, und ich sage mir immer wieder, daß aus diesem Schüler viel mehr hätte herausgeholt werden sollen. Wenn die Eltern nicht genug Sorgfalt und Mühe verwenden, ihre Kinder zu führen, so sollte es die Schule tun. Zwar ist er ein eigener Kauz, doch ist er wohl seinem Bruder überlegen, der einen Beruf hat und herausgeputzt vielen den Hof macht, drunter aber vielleicht nicht so viel Idealismus birgt. Beide können nicht als vorbildliche Familienväter gelten. Wo hätten sie es lernen sollen? Ihr Heim war ihnen kein gutes Vorbild.

Wo die Eltern ihre Kinder eines Tages vor die Türe stellen, wo ein Kind nach dem andern ein anderes Haus, und sei es in der gleichen Gemeinde, zur Wohnung wählt, da klappt etwas nicht. Wo die Mutter nicht betrübt ist, wenn der Vater zum letzten Gang sich rüstet, sondern ihre Spässe den eintretenden Kameraden zuruft, da wundert es uns nicht, wenn das Echo bei den Jungen ähnlich klingt. Was kann auf solchem Boden wachsen? Wie manche Familie hat hier wiederum ihre Wurzeln eingesenkt und die Folgen ungu-ten Nährbodens fühlen müssen! Wo sollte der Begriff einer guten Ehe erwachsen können? Da müßt doch wohl der Gärtner solche Pflanzen in seine Baumschule holen, damit die Sehnsucht nach Besserem erwachte. Wohl lebt der Grundsatz: Meine Kinder müssen es einst besser haben! Was man sich aber unter diesem «besser» vorstellt, ist doch sehr wichtig. Vielfach geht es um Wohlleben, Geld, zügellose Freiheit, zu tun nach den Gelüsten. So kommt es nicht besser. Geht es nicht so, wie man sich vorgestellt, so springt

man über den Hag, vernachlässigt die Familie und genießt, was immer möglich ist. Da spielt der Alkohol vielfach eine große Rolle.

Für mich ist es oft hart, zusehen zu müssen, wie ein Schüler von daheim einfach nicht richtig gelenkt wird, wie viel mehr aus ihm heraus geholt werden könnte, wenn wir ihm die Bahn öffneten. Da will ein Elternpaar einfach die Ausbildung des einzigen Kindes nicht auf die Schultern nehmen, wo doch die materielle Möglichkeit vorhanden wäre. Wer sollte dem einzigen Kinde nicht das ersetzen, was ein anderes eben durch die Gemeinschaft im Geschwisterkreis schon viel reicher macht. Dort ist ein intelligenter Knirps, aber er muß so rasch als möglich verdienen. Wo es aber um Vergnügen geht, da sind die Eltern zu haben. Dort muß einer auf einen Seitensprung verfallen, damit er von daheim weg kommt. Ein anderer findet den Ausweg nicht aus seiner Wirrnis. Und mir sind die Hände gebunden dort, wo doch Hilfe erreichbar wäre.

Das sind meine Schüler. Darf ich mich über jenen «bessern Lehrer» erheben, ich die um Gebundenheit und Süchtigkeit, aber auch um deren Überwindung weiß und doch die Schüler nicht weiter führte! Sicher hätte sich da und dort eine Möglichkeit finden lassen, wenn ich nicht zu fest auf die Hindernisse geblickt hätte.

Feierabend!

Und gedenke alles des Weges, den dich der Herr, dein Gott, geleitet hat diese vierzig Jahre in der Wüste, auf daß er dich demütigte und versuchte, daß kund würde, was in deinem Herzen wäre, ob du seine Gebote halten würdest oder nicht. Nun habe ich von den Schülern erzählt, die auf ihrem Weg abseits gekommen sind. Dabei möchte ich jene nicht übersehen, die sich im Leben tapfer durchgekämpft und gute Posten errungen haben. Es sind darunter auch Präsidenten der Schulpflege, die ich sehr gerne als meine Vorgesetzten anerkannte. Manch einer meiner Ehemaligen leistet heute als Mann Tüchtiges, trotzdem auch ihm nicht ein durchwegs günstiges Erbe beschieden war. Sie kämpften um Besseres. Hier und da mußte einer erst auf Umwegen das klare Ziel sehen und erkennen. Zum Aufraffen ist es nie zu spät. All das schöne Gelingen dieser Schüler ist mir eine große Freude. Ich kann es aber nicht als meinen Erfolg buchen. Veranlagung als Geschenk des Schöpfers, dazu Fleiß und gute Zielrichtung befähigten, Tüchtiges zu leisten. Meine besten Wünsche begleiten sie.

Mein Augenmerk gilt besonders den andern, den Benachteiligten und den Abwegigen. Habe ich sie nicht richtig geleitet? Kann ich ihnen jetzt noch eine helfende Hand reichen? Habe ich etwas verpaßt oder gefehlt? Der Baum wuchs, der hier zum Dienst eingepflanzt wurde. Trieb er Wasserschosse, die er nicht früh genug dem Gärtner entgegenstreckte, damit er sie beschneide und das Fruchtholz fördere? War zu viel eigenes Wollen und Können im Geäst? – Nun, in den Himmel wachsen die Bäume nicht. Ich erkenne die Stimme des Gärtners. Er weiß, wann es genug ist. Er sieht auch

die vielen leeren Arbeitsplätze. Dennoch schenkt er mir sein «Halt!». Da darf ich stille werden, Rückschau halten. Der Feierabend ist etwas Großes, Schönes. Ich bin voll Dank. Der Gärtner hat über mir seine gnädige Hand gehalten, mich trotz allen Versagens geliebt und getragen. Ich kann nur danken, daß er mir den besten und schönsten Arbeitsplatz zugewiesen hat. Wirklich, könnte ich neu anfangen, wünschte ich keinen andern, wohl aber eine liebere und treuere Lehrerin für die Kinder.

Viel, viel Schönes, Reiches bietet das Leben unter den Mitmenschen, wenn wir uns gegenseitig ernst nehmen. Es ist auch vielseitig und abwechslungsreich. So dürfen wir dankbar und froh Rückschau halten: Der Gärtner wählte guten Grund und feinen Standort! Darüber freue ich mich täglich neu.